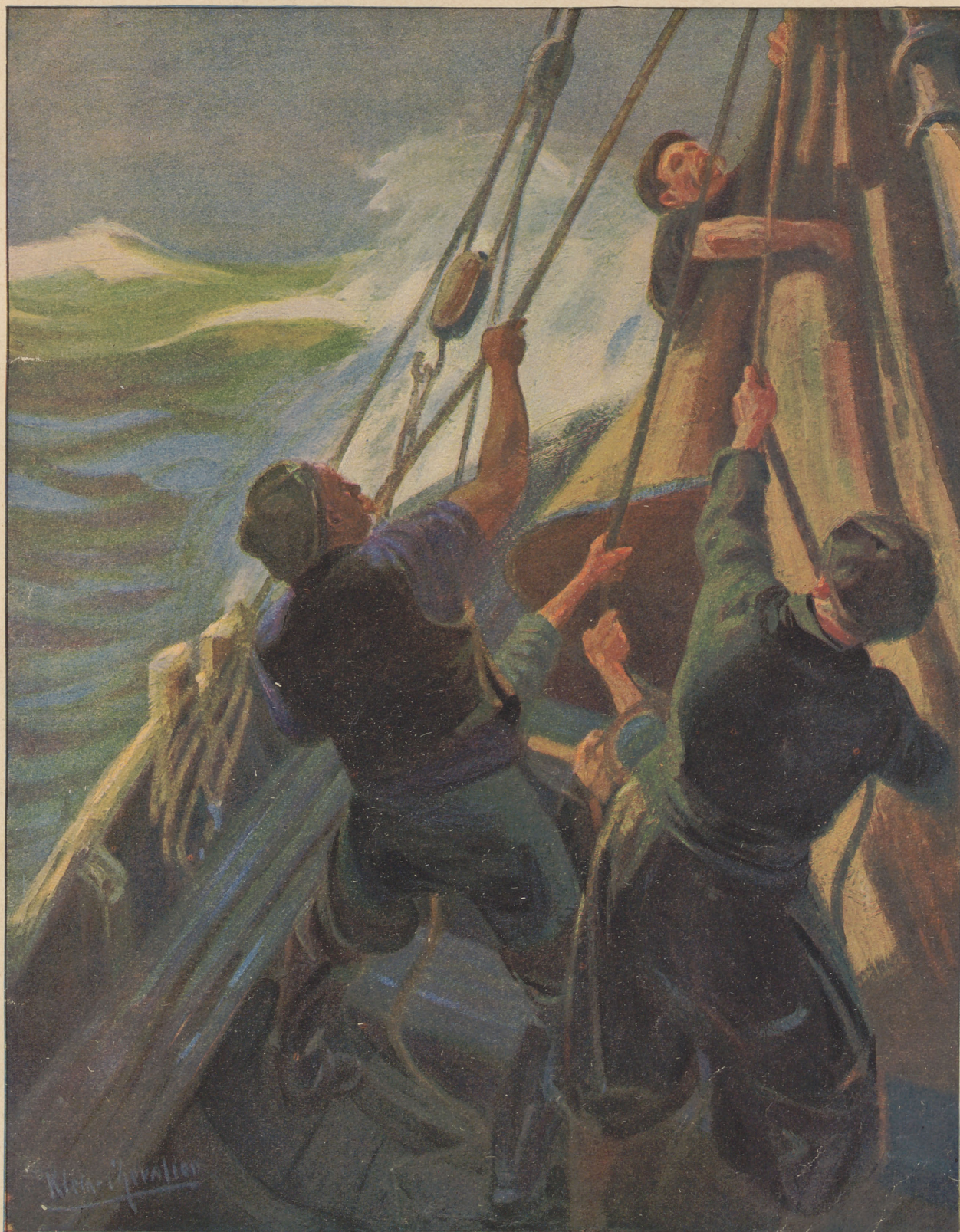


Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Stürmische Ausfahrt ♦ Gemälde von Prof. Friedrich Klein-Chevalier

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hofpitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.

Alle Lebensgeister geweckt!

„ daß ich stets Ihr Präparat gebrauchte, wenn mich Schaffensmüdigkeit befiel, so daß ich häufig keine Lebenslust fühlte; aber nach kurzem Gebrauch von Biomalz machte sich eine derartige Ehlust bemerkbar, daß alle Lebensgeister wieder geweckt wurden und ich wie ein Wilder schuften konnte, ohne zu erlahmen.“

O. K., Maler in Z.

Biomalz führt dem Körper die Stoffe zu, die Muskeln, Nerven, Blut und Knochen bilden. Biomalz beseitigt die Körperschwäche als Anlage



und verhindert den Ausbruch von Krankheiten, die auf allgemeiner Körperschwäche beruhen.

Biomalz ist ein köstlich mundender Extrakt aus edlem Gerstenmalz mit wirkungssteigernden, hochwertigen Zusätzen:

Biomalz (für Alle) . . . M. 1.90

Biomalz mit Eisen (für Blutarmer und Bleichsüchtige) . . M. 2.50

Biomalz mit Kalk extra (für Lungenleidende und den kindlichen Knochenaufbau) . M. 2.50

Biomalz mit Lebertran (vitaminreich, Schwarm der Kinder) M. 2.50

Biomalz mit Lecithin, D. R. P. (hochwertige Nervennahrung) M. 5.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften. Angeblich ebensogute Nachahmungen weisen man energisch zurück!

Biomalz-Fabrik Gebr. Patermann, Teltow b. Berlin 91.

Gute Bücher aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Brehms Tierleben in Einem Band. Nach der neuesten (vierten) Auflage des Hauptwerkes frei bearbeitet von Dr. Georg Grimpe. Mit 19 farbigen Tafeln, 40 schwarzen Tafeln, einer farbigen Kartenbeilage und 21 Abbildungen im Text. In Leinen gebunden 25 Km.

Der Vogelbrehm. Durch zahlreiche Tafeln erweiterte Sonderausgabe des Bandes „Die Vögel“ aus Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule von Dr. Walter Kahle. Mit 93 farbigen Tafeln, 46 schwarzen Tafeln und 125 Abbildungen im Text. In Halbleder-Prachtband 38 Km.

Meyers Lexikon. Siebente, völlig neu bearbeitete Auflage. Über 160.000 Artikel und Verweise auf etwa 21.000 Spalten Text mit rund 5000 Abbildungen im Text und etwa 755 Bildertafeln (darunter 96 Farbdrucktafeln), 280 Kartenbeilagen und Stadtplänen sowie 200 Übersichten. 12 Halblederbände. Die Bände I, II, IV, V, VI kosten je 30 Km., Band III 35 Km. und sind sofort lieferbar. Band VII erscheint Weihnachten 1927 und kostet 30 Km. Die weiteren Bände folgen in Abständen von fünf bis sechs Monaten.

Meyers Geographischer Handatlas. Sechste, neu bearbeitete Aufl. Mit 92 Haupt- und 110 Nebenkarten, sowie alphabetischem Namensverzeichnis. In Leinen geb. 24 Km.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1928. 376 Blätter mit 12 erläuterten Sternkarten, 354 Ansichten sowie Gedenktagen, einer Jahresübersicht und astronomischen Notizen. Als Abreißkalender eingerichtet . 4 Km.

Goethes Werke. Kleine Ausgabe. Im Verein mit Ewald A. Bode, Max Heder, Julius Wahle, Oskar Walzel, Robert Weber herausgegeben von Robert Petsch. Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitungen. 10 Bände in Leinen gebunden 35 Km., in Halbleder gebunden mit Goldoberschmitt 60 Km.

Volkslieder der Slawen. Ausgewählt und übertragen von Paul Eisner. 1 Band in Leinen geb. 4.25 Km., in Halbleder gebunden mit Goldoberschmitt 7.50 Km.

Friedrich der Große, Briefe und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Richard Fester. Mit 6 Tafeln und 2 Handschrift-Blättern. 2 Bände in Leinen gebunden 5.50 Km., in Halbleder gebunden 18 Km.

Gottfried Kellers Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Mar Ruckberger. Mit 4 Tafeln und 1 Handschriftwiedergabe. In Leinen gebunden 9.50 Km., in Halbleder gebunden 18 Km.

Stein, Briefe und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Karl Pagel. Mit 6 Tafeln und 1 Handschriftwiedergabe. In Leinen gebunden 4.80 Km., in Halbleder gebunden 8.50 Km.

Kritische Bearbeitung

Meyers Klassiker-Ausgaben

Schöne Ausstattung

Arnim, herausgeg. von A. Schler. 3 Bde. 3
Brentano, herausg. von M. Preiß. 3
Bürger, herausg. von A. E. Berger. 1
Byron, herausgegeben von F. Brie. 4
Chamisso, herausg. von H. Dardel. 3
Die Edda, herausg. von H. Gering. 1
Eichendorff, herausg. von R. Dieke. 2
Geibel, herausg. von W. Gannert. 2
Geibel, herausg. von W. Gannert. 3
Gellert, herausg. von A. Schullerus. 1
Gogol, herausgegeben von A. Luther. 2
Goethe, siehe oben!
Grabbe, herausgeg. von A. Franz. 3
und P. Gannert. 3
Grillparzer, herausg. von A. Franz. 5
Gustow, herausgeg. von P. Müller. 4

Hauff, herausg. von W. Wendheim. 4
Hebbel, herausg. von F. Zinkernaagel. 6
Heine, herausgegeben von E. Elster. 4
Kleine Ausgabe. 4
Herder, herausg. von Th. Matthias. 5
Hoffmann, herausg. von W. Schweizer. 4
und P. Gannert. 4
Hölderlin, herausg. von H. Brandens. 2
burg. 2
Homer, Ilias überf. v. J. H. Vog. 1
— **Odyssee** / herausg. von P. Brandt. 1
Immermann, herausg. von H. Maync. 5
Jean Paul, herausg. v. R. Wustmann. 4
Keller, herausg. von W. Ruckberger. 8
Kleist, herausgeg. von E. Schmidt. 5
Körner, herausgeg. von H. Zimmer. 2

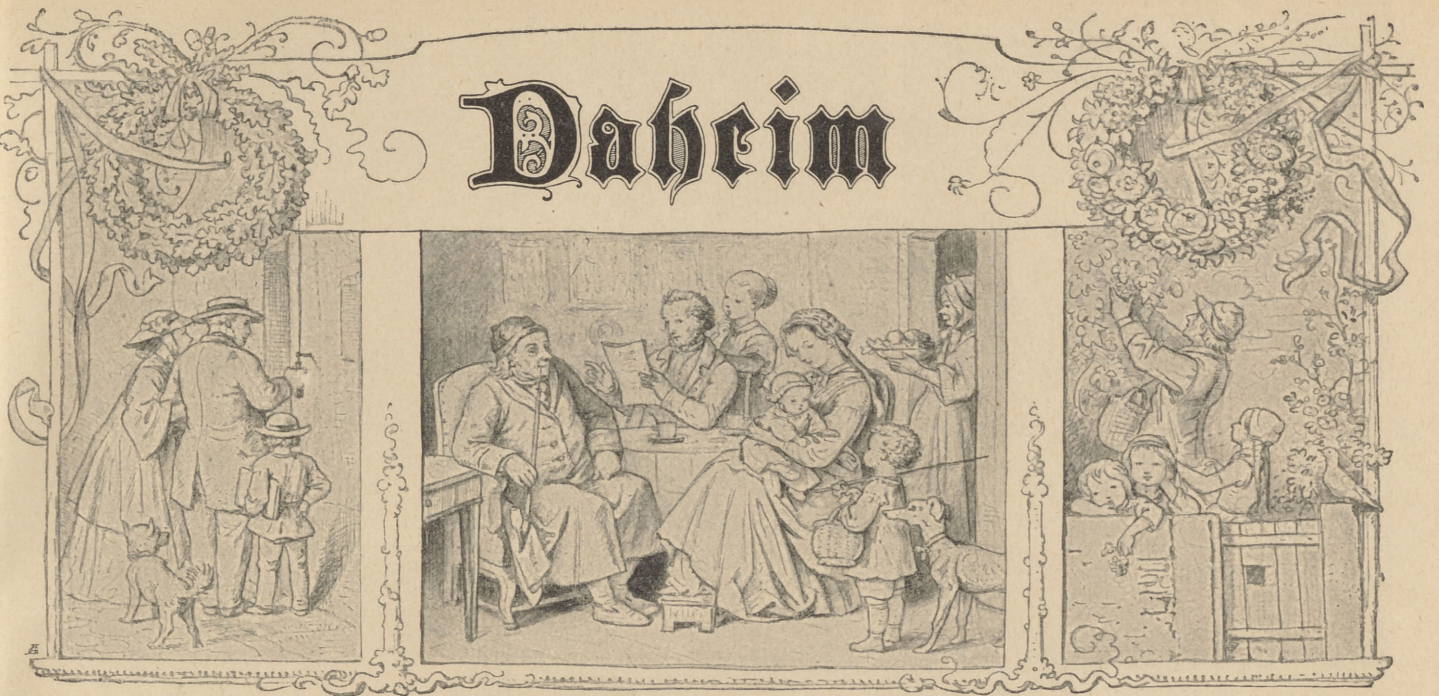
Lenau, herausgeg. von E. Schaeffer. 2
Lermontow, herausg. von A. Luther. 1
Lessing, herausg. von G. Wittkowski. 7
Ludwig, herausg. von W. Schweizer. 3
Luther, herausg. von A. E. Berger. 3
Meisterwerke der russischen Bühne, herausgegeben von A. Luther. 1
Mörke, herausgeg. von H. Maync. 3
Nibelungenlied, überf. v. R. Sims. 1
rod, herausgegeben von G. Holz. 1
Puschkin, herausgeg. von A. Luther. 2
Reuter, herausg. von W. Seelmann. 7
Rousseau, Bekenntnisse, überf. von L. Schädlin, herausgegeben von R. Wolter und H. Wretschneider. 2
Rückert, herausg. von G. Ellinger. 2

Saltynkow, Geschichten von A. Luther. 4
Scheffel, herausgeg. von Fr. Panzer. 1
Schiller, herausg. von L. Wellermann. 1
Kleine Ausgabe. 9
Große Ausgabe. 15
Shakespeare, Schlegel; Tiedke Überf. herausg. von A. Brandt. 10
Sophocles, Tragödien, überf. von J. J. Chr. Donner, herausgeg. von W. Brandt. 1
Sturm, herausgeg. von Th. Hertel. 6
Tiedke, herausgegeben von G. L. Klee. 3
Turgenev, Novellen, herausgeg. von A. Luther. 2
Uhland, herausgeg. von L. Fränkel. 1
Wieland, herausgeg. von G. L. Klee. 4

Jeder Band in Leinen gebunden 3.50 Km. / in Halbleder gebunden mit Goldoberschmitt 6 Km.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung * Ausführliche Verzeichnisse auf Wunsch kostenfrei

Dahleim



64. Jahrgang. Nr. 9

26. November 1927

Aus der Zeit für die Zeit



Vom Internationalen Reit- und Fahrtturnier zu Dortmund.

Die Sieger im Gruppenspringen zu dritt: Frau Laage-Rolzer, Herr von Knobelsdorff und Frau Hasselbalch (Dänemark).
(Presse-Photo.)

Nachdruck verboten.



Eine Ehrung deutscher Helden in der Schweiz.
(Atlantic.)



Wiederbelebung der Volksstrachten auch in Deutsch-Osterreich: Gruppe aus Bad Tatzmannsdorf. (Atlantic.)



Der Riesentennisplatz an Bord des neuen Dampfers „Cap Arcona“ der Hamburg-Süd-amerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der am 19. November seine erste Ausreise antrat.
(R. Semmede.)



Kirchenglocken aus Porzellan werden z. B. in der Staatlichen Manufaktur Meissen für ein Glockenziel hergestellt.
Entwurf Prof. Börner.



Links im Kreis: Liesel Müller, die erste Frau, die den Kilimandscharo bestieg und auf ihm die deutsche Flagge hiszte.



Die Herren der Welt; die Minister der U. S. A. Eigend von links nach rechts: Kriegsminister D. Davis, Staatssekr. Kellogg, Präsident Coolidge, Schatzsekr. Mellon, Gen.-Staatsanwalt Sargent, Gen.-Postmeister New; stehend: Arbeitsminister J. W. Davis, Handelsminister Hoover, Landwirtschaftsmin. Jardine, Min. des Inneren Wirt, Marinemin. Wilbur.
(R. Semmede.)



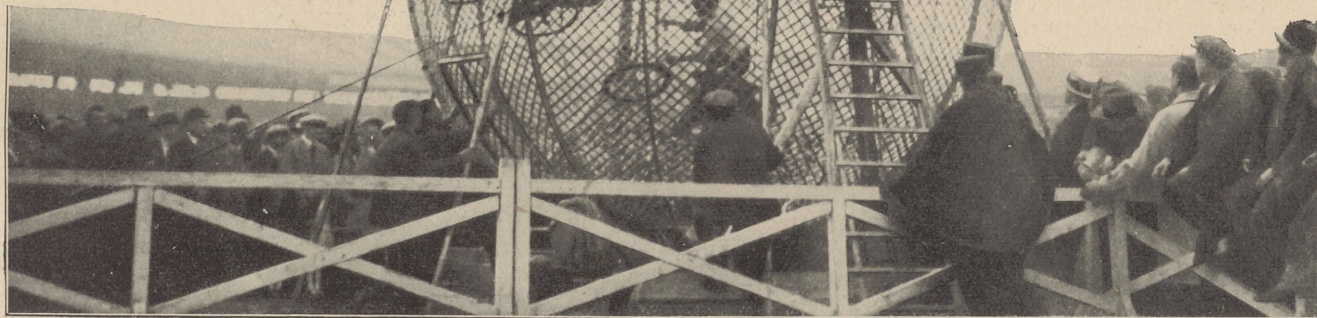
Das Haus der Welt: Die 32 Stockwerke der Court Western-Telephon-Compagnie in St. Louis, Missouri, U. S. A.



Einzug der Mannschaft unserer „Emden“ in Valparaiso. (Chile.)



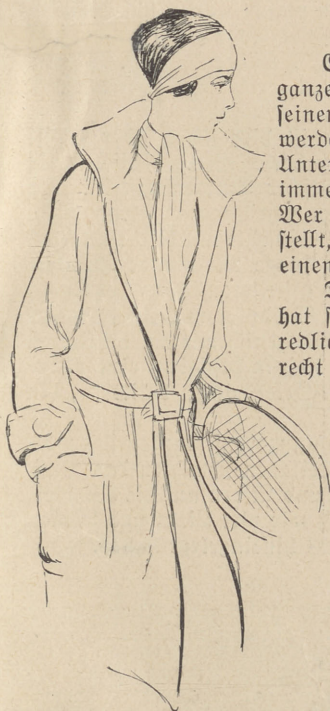
Die elegante, einfache Linie des Weltmeisters-Tanzpaares Drauz Fox (Amateure). (W. Ruge.)



Motorradrennen in einer Stahlkugel,

ein neuer Zirkus-Trick. Die Fahrer durchrasen die Kugel in einer solchen Geschwindigkeit, daß sie die Stahlwände in allen Richtungen durchmessen, also auch von Zeit zu Zeit mit dem Kopf nach unten stehen. (Atlantic.)

Unser Daheimkalender 1928.



Cilly Aufem-Köln. Zeichnung von Walter Wellenstein. Aus dem Aufsatz „Sport von heute“ von Johannes Berke.

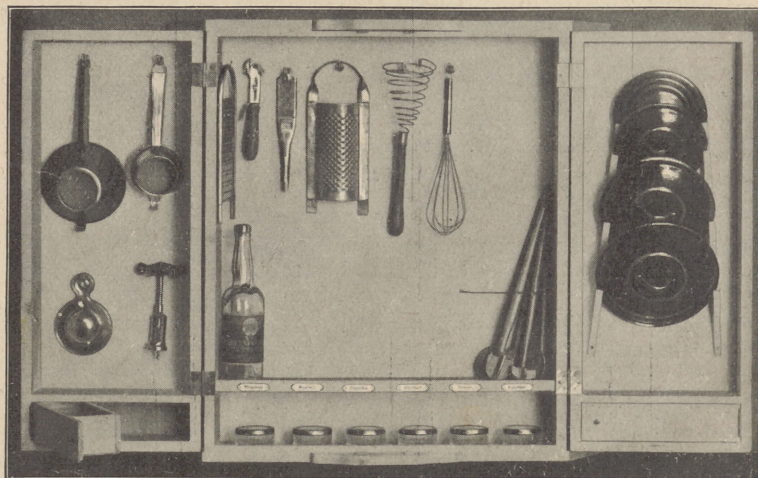
Ein Kalender ist ein Buch für ein ganzes Jahr, er soll Tag um Tag von seinem Besitzer zur Hand genommen werden, soll ihm Ratgeber, Führer und Unterhalter sein und soll ihm dabei immer lieb und angenehm bleiben. Wer also einen Kalender zusammenstellt, muß bedacht sein, seinen Lesern einen solchen Freund zu schaffen.

Die Schriftleitung des Daheim hat sich auch in diesem Jahre wieder redlich bemüht, den Anforderungen gerecht zu werden, die an ihren Daheim-

kalender gestellt werden. Sie hat einmal das reine Kalendarium erweitert, so daß nunmehr neben jedem Monat die Notizen über wichtige Tage verzeichnet werden können; damit ist erreicht, daß unser Kalender wirklich zum Gebrauchsbuch wird. Den Sternfreunden haben wir auf vielseitigen Wunsch die Tabelle der Sichtbarkeit der Planeten ausgebaut, der ge-

meinnützige Teil bringt die Post- und Eisenbahngebühren, die Tafel des Zeitvergleiches und die Ratsschlüsse für den Reiseverkehr mit Paß-, Geld-, Waren- und Zollverkehr. Wie alljährlich ist auch diesmal wieder die Genealogie der Fürstenhäuser

in unseren Kalender aufgenommen. Diese praktischen Beiträge rahmen nun den unterhaltenden Teil unseres Kalenders ein. Ein Blick auf die Bilder, die wir dieser Ankündigung beifügen, wird unseren Freunden genügen, um ihnen zu zeigen, daß wir ihnen etwas Frohes und Buntes beschenken. Wir haben an alle gedacht, als wir an die Arbeit gingen, haben dem Alltags- und dem Nützlichen sein Recht gelassen, haben aber auch an Zerstreuung und Kurzweil allerlei eingefügt. Sport steht heute im vordersten Interesse — so haben wir unseren Zeichner Walter Wellenstein zu allen Größen des Sports ausgesandt, um sie im Bilde festzuhalten: Cilly Aufem und Heinz Landmann, die Tennismeister, Thea Rasche, die in Amerika deutschen Flugruhm gründen half,



Wandschränkchen mit dem Handwerkszeug der Kochkunst, über den Küchentisch zu hängen. (Geschütztes Erdbildmodell.) Firma S. Erdbö, Wien. Aus dem Aufsatz „Die Küche der Zukunft“ von Gerda Runge-Schüttöf.

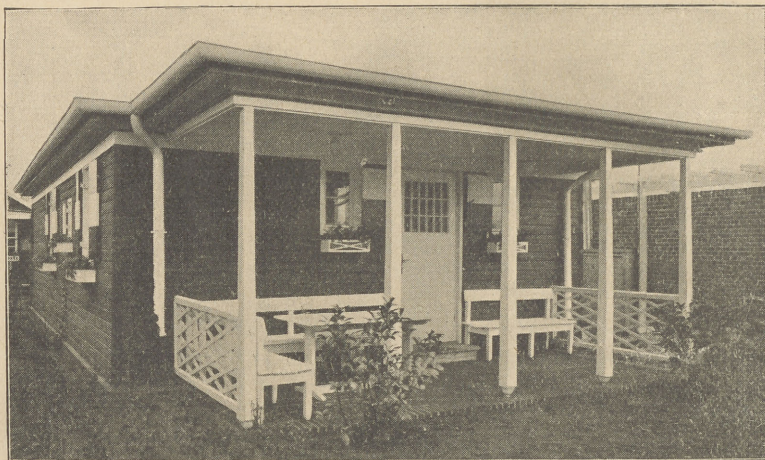


Wanderschaft. Zeichnung von Ludwig Richter. Aus: Alte und neue Studentenlieder 1844. Aus dem Aufsatz „Wie ich Ludwig Richter-Sammler wurde“ von Walter Hoffmann.

Körnig und Pelzer, die Weltmeister im Lauf, Otto Schmidt, der seinen tausendsten Sieg auf der Flachen erstritt und viele andere. Dann ging der Künstler auf den Berliner Zentralflughafen und beobachtete die Luftreisenden, um sie für uns in flotten Zeichnungen festzuhalten. Er wollte dabei nicht mit einem alten Meister des Zeichenstiftes in

derken herab, der uns in vielfarbigen Bildern vom „Ewigen Krieg im Meer“ berichtet, vom nie endenden Existenzkampf der Lebewesen unter Wasser. Bunte Grußkarten hat Karl Hobrecker für uns gesammelt und sie einem Artikel „Aus Biedermeiers späteren Tagen“ beigegeben. Ganz in die Gegenwart führt uns ein reichgebildeter Aufsatz „Tanzlust und Tanzkunst“. Die Frau des Hauses wird sicherlich durch ihre Küche mit prüfenden Augen gehen, wenn sie in Wort und Bild „Die Küche der Zukunft“ geschildert findet und in ihr all die praktischen Neuerungen, die ihre schwere Alltagsarbeit erleichtern können. Dann wird sie vielleicht auch mit dem Hausherrn eingehende Rücksprache über das „Wochenendhaus“ nehmen, von dem sie durch Baurat Schütte manches erfährt und in Bildern und Plänen manches sieht.

Dr. med. Michael Conrad gibt in „Atmung und Gesundheit“ dem Hause für groß und klein wichtige



Wochenendhaus „Andreas“ der Holzhaus- und Hallenbau-G. m. b. H. München. Entwurf: Prof. Richard Riemerschmid (Aufnahme Bettge). Aus dem Aufsatz „Wochenendhaus“ von Baurat Schütte.

Ratschläge, Dr. Martell stellt eine „Chronik der Hitze“ auf (auf seine „Chronik der Kälte“ werden sich die älteren Bezieher des Daheimkalenders sicher gern entsinnen). 1928 ist das Erinnerungsjahr an den Berliner Kongreß, daher plaudert Dr. Paul Weiglin abseits des Historisch-Gewaltigen dieser Tage vom „Essen und Trinken auf dem Berliner Kongreß“, während Prof. Eduard Heng in tiefeschürfendem Wissen von „Germanischen Göttern und nordischen Mythen“ erzählt.

Ein reiches Kalenderprogramm ist dies sicher, aber es ist mit all diesen Beiträgen noch nicht abgeschlossen. Zwischen die Aufsätze sind Erzählungen erster deutscher Autoren gestellt. Da solch ein Kalender meist unter den Christbaum gelegt wird, gibt Walter Rithat-Stahn ein Weihnachtsmärchen „Angela“ zum besten. Max Grube, der ewig junge Meininger Theaterintendant, hat eine Kulissengeschichte gestiftet: „Wenn der Knopf aufgeht“, ihm schließen sich Rita von Gaudecker mit einer ersten Geschichte „Das Kind“ und Friedel Merzenich mit einer heiteren „Die Angst vor der Liebe“ an, den Reigen beschließt eine phantastische Novelle Hermann Schulze-Griesheims, betitelt „Tin und das Abenteuer“.

Um diese Meisterstücke der Erzählungskunst ranken sich zahlreiche Gedichte, viele farbige Kunstbeilagen schmücken das Buch. Wir senden es zu unseren Freunden und Lesern auf die Wanderschaft und hoffen, daß sie fühlen, daß wir viel Liebe und Willen zum Guten in unseren Kalender 1928 hineingelegt haben.



Philippine Weller. Gemälde im Schloß Ambras bei Innsbruck. Aus dem Aufsatz „Deutsche Frauenschönheit“ von Paul Gen.

Wettbewerb treten, dem wir ein besonders liebes und behagliches Kapitel weihen: Ludwig Richter, unseren alten Freund, der einst den Kopf für unsere Zeitschrift schuf. Von seinen Werken und besonders von den unbekannten Gebieten seiner Arbeiten plaudert Walter Hoffmann, wenn er erzählt, wie er „Ludwig Richter-Sammler wurde“. Der Kunst eines halben Jahrtausends widmet Paul Gen seinen Aufsatz „Deutsche Frauenschönheit“. Auf den Meeresgrund steigen wir mit Paul Glan-

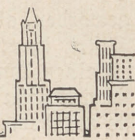
Nr. 9



Zeichnung von Ed. Thöny. Aus dem Aufsatz „Luftreise“ von Maj. a. D. Otto Lehmann.



Ursula entdeckt Amerika



Roman von Ann Lizia Leisich

9.
Hunger.

Es war gut, daß Ursula in Missouri Falls mit leuchtenden Augen und runden Wangen ankam. So wurde ihr der Anfang weniger schwer. Auch die Enttäuschung überwand sie leichter. Mit der Stellung beim Advokaten Halliday war es nicht weit her, und in jedem Fall hieß es, fürchtbar sparsam sein, so sparsam, wie sie noch nie gewesen.

Das Zimmerchen, das sie mietete, war so winzig, daß es wirklich fast nur aus dem Raum für das Bett bestand; daneben war ein vergittertes Loch im Boden, daraus kam im Winter warme Luft aus dem Keller. In der Ecke war ein weißes Porzellanbecken mit fließendem kaltem und heißem Wasser, eine sträfliche Leichtfertigkeit in diesem Raum, der ein Zimmer kaum genannt werden konnte. Die Miete kostete zwei Dollar die Woche, was gewiß wenig war, selbst für Missouri Falls. Dafür durfte Ursula sogar das Badezimmer benutzen und einen elektrischen Kocher gebrauchen. Sie hatte zwar versprochen, diesen nur zum Frühstück zu verwenden, aber bald machte sie alle ihre einsamen Mahlzeiten darauf. Es langte sonst einfach nicht. In das allerbilligste Restaurant mochte sie nicht gehen und ein halbwegs besseres konnte sie nicht bezahlen. Sie kaufte sich eine Gabel, ein Messer, einen Löffel, eine Schale und eine kleine Pfanne, alles aus Woolworths Geschäft, in dem kein Stück mehr als fünf oder zehn Cents kostete. Derselbe Woolworth war es, der in Newyork das höchste Gebäude der Erde gebaut hatte mit dem Profit, der ihm aus diesen über ganz Amerika verbreiteten Läden kam. Mehr als diese wenigen Stücke brauchte sie nicht für ihre Haushaltung, denn sie hatte gerade nur soviel nötig, daß sie sich etwas ganz Einfaches zubereiten konnte; etwa eine Büchse in Tomaten gebackener Bohnen aufzuwärmen.

Die spärlichen Handlanger ihrer Kochkunst wurden dann in eine Schachtel gelegt, die nirgend anders stehen konnte, als unter dem Bett. Denn es war kein Tisch da, kein Schrank, keine Kommode. Dafür wäre auch nicht der bescheidenste Platz gewesen. Das Fensterbrett mußte genug sein zum Kochen, zum Essen, zum Frisieren; der einzige Stuhl diente fürs übrige. Darauf saß Ursula dann nach der Abendmahlzeit, die edle Schlankheit ihres Körpers zusammengekrümmt, und übte die schönen, aber komplizierten Kurven der englischen Stenographie.

Das war alles traurig und armselig genug. Aber vor den Fenstern rauschte der Herbstwind durch die Bäume; vor den Fenstern war eine Cottagestraße und Gärten rundum. Das wäre fast Luxus gewesen irgendwo anders; aber hier in der amerikanischen Mittelstadt war es eine Selbstverständlichkeit. Hier wohnte jeder in solch einem Holzhäuschen, das teuer oder billig, schön oder weniger schön war. Das Haus, in dem Ursula wohnte, war weder teuer noch hübsch, aber es war ein richtiges „home“, ein Heim für den Eigentümer, einen kleinen quetschvergnügten Mann, der Buchhalter bei einer großen Molkerei und Käsegenossenschaft war. Seine Frau vermietete zwei von den sechs Zimmern des Hauses und schuf sich so ein bescheidenes Einkommen neben dem Haushaltsgeld. Diese Zwei-Dollar-Atmosphäre, sagte Mr. Halliday, sei nichts als ein Übergang, ein Durchgang, ein Tunnel. Sie dürfe sich nicht schrecken lassen dadurch. Und er nannte sie einen Pionier ihrer Karriere. Was er mit Karriere eigentlich meinte, blieb ihr dunkel; aber er machte Anspielungen, die darauf hinielen, daß er darin eine Rolle spielen könnte. Um sich erst einmal als Bürokräft auszubilden, hatte sie ihren stolzen Besitz von fünfzig ersparten Dollars heroisch für einen kaufmännischen Kurs hergegeben und war kleinlaut



Katze. Zeichnung von Prof. Harold Bengen.

geworden, als sie nach vierzehn Tagen auf den weißen blinden Tasten ihrer Schreibmaschine in der Schule noch keinen Satz schreiben konnte. Dann sah sie auch ein, daß Mr. Halliday sie mit zehn Dollar in der Woche eigentlich überzahlte, und sie wunderte sich darüber, daß er sie behielt.

„Bleiben Sie,“ sagte er dann, „Sie machen mir ein Vergnügen. Und wenn Sie's absolut wissen wollen, um den Preis könnte ich sonst eine kultivierte Person auch für den halben Tag nicht bekommen. Ich kann jetzt aber nicht mehr ausgeben. Stenographieren können Sie nicht und Maschine schreiben auch nicht, aber Sie sind mir ein Lichtpunkt in dieser entsetzlichen Kleinstadt, wo die Menschen von nichts anderem sprechen, als von Schweinen und Rudolf Valentino, dem milchgesichtigen Kinohelden. Für mich sind Sie eine seltsame Blume, die hierher verweht wurde. Sie und ich, uns beide hat der Sturm des Lebens verschlagen.“

Mr. Halliday konnte es sich leisten, hier und da poetisch zu werden, denn er stammte aus Virginia, dem Staate der südlich-indolenten Eleganz, der ritterlichen Männer und der blühenden Frauen. Er war ein unermüdlicher und ausgezeichneter Redner und hatte sich angewöhnt, auch im Privatleben jenen verrenten, mit möglichst viel alten und unverständlichen Worten verbrämten Stils zu verwenden, den die Kunst der Advokaten sich zu eigen gemacht hat. Da er alle seine nicht unwesentlichen Kräfte für seinen Erfolg zusammenfaßte, war dieser ihm auch oft geworden, und er hatte sich einen geachteten Namen und viel Geld erworben, was ihn in die Lage versetzte, sich seine Kunden nach Ruf und gesellschaftlicher Stellung auszusuchen.

Aus ungeklärten Gründen hatte er dann Haus und Praxis in Newyork plötzlich aufgegeben und war auf Reisen gegangen. Man munkelte, daß seine Frau, die indes gestorben war, Schuld daran trug. Aber die kostspieligen Reisen fraßen sein Geld auf, und als er sich nach ein paar Jahren vor das Nichts gestellt sah, war er froh, diesem Ruf aus Missouri Falls Folge leisten zu können. Die Gesellschaft, für die er hier eintrat, die Yukon Gold Corporation, hatte einen schlechten Ruf, und die Arbeit für sie war nicht nur fast hoffnungslos, sondern führte auch nahe am Gefängnis vorüber, wenn nicht hinein. Ursula erkannte bald, daß ihm das Wasser seiner Nöte bis an den Hals reichte. Er hatte offenbar schwere Sorgen in jeder Hinsicht; seine großen dunklen Augen lagen in Höhlen, aber er klagte nie, wurde auch nie ungeduldig oder mutlos. Mit der Zeit begann Ursula zu ahnen, daß sie ihr kleines Gehalt aus ziemlich fragwürdigen Quellen bezog. Die Zusammenhänge klar zu sehen, vermochte sie jedoch nicht. Jedenfalls vermehrte sie ihre Lernzeit noch um eine nächtliche Stunde, um, besser gewappnet, bald eine reichere Stellung suchen zu können.

Eines Tages fragte sie Mr. Halliday: „Warum hat man solch ein Vorurteil gegen die Fremden?“

„Hat man es? Ich doch nicht. Besonders, wenn es sich um ein hübsches junges Mädchen handelt.“

Solchen Anspielungen nahm Ursula die Angriffsfläche mit liebenswürdiger Schneeföniginnenfalte.

„Sehen Sie, zum Beispiel als ich ein Zimmer suchte, sagte eine Dame: 'Fremde nehmen wir nicht,' — und sie hatte Eile, die Tür hinter mir zu schließen.“

Väterlich streichelte er ihre Finger. „Arme kleine Blüte. Sie werden in gute Gesellschaft kommen und dann wird alles anders sein. Nur Leute, die keine Unterschiede kennen, behandeln Sie derartig und stellen Sie in eine Linie mit dem Wops.“

„Wer ist das?“

„Die Einwanderer, diese Horden schmutziger, bildungsunfähiger Menschen, die ihr uns von Europa herüberschickt, die unser Land verrohen und zersetzen.“

„Aber alle sind sie doch nicht so? können doch nicht so sein? denn schließlich haben sie euch doch geholfen, das Land zu bauen —“ sagte sie ratlos.

„Es sind ihrer zuviele, zuviele von einer Sorte, die wir nicht brauchen können. Sie vermögen unsere Sinnesart nicht zu verstehen, vermögen sich in unser Land und seine Tradition nicht einzufügen. Sehen Sie, wir brauchen Leute, die wir verdauen können und die uns verdauen können. Aber was in diesen letzten Jahren kam, so etwas dürfen wir nur tropfenweise hereinlassen. Barthelen hat ein Häuflein Polacken draußen in Argee Colony. Er mag sonst ein Kreuzkopf sein, aber er versteht seine Leute zu amerikanisieren. Schmutzige Amerikaner sind seine Polacken, wissen genau, wer Abraham Lincoln ist und baden sich jeden Samstag.“

Ursula blickte auf: „Barthelen?“ fragte sie. „Meinen Sie den Senfenkönig?“

„Ach, haben Sie schon gehört, wie man ihn nennt? Waren Sie einmal draußen in seiner Stadt? eine halbe Stunde von Missouri Falls?“

Ursula verneinte. Wie war die Welt doch klein —

In Wien war Barthelen gewesen, dann in Chicago und nun in Missouri Falls. Ging man über den Ozean, um sich beständig im Kreise herumzudrehen? —

Anfang November nahm Mr. Halliday Ursula nach Karthago, einer Prairiestadt mit zehntausend Einwohnern mit, wo sie im Splendid Hotel abstiegen. Dieses Karthago war ein großes Stadt-Dorf, ein Dorf-Snob, der sich wie eine Stadt gebärdete und keine Ahnung hatte von der tragischen und großen Vergangenheit seines Namens. Ursula sah sich seine flachbrüstigen und reizlosen Straßen an und dachte: „Welch ungeheures Selbstbewußtsein und blind tappende Einbildungskraft, hierfür die alten Punier zu bemühen!“

Am nächsten Abend lag sie zähneklappernd im Fieber.

Vormittags hatte sie bei einer wichtigen Sitzung das Protokoll führen sollen. Sie hatte sich zwischen drei rauchenden Landadvokaten, zwei Farmern und dem Manager der Yukon Gold Corporation, der das ausgesuchteste Spießbuben-gesicht der Welt hatte, mit ihrem Heft, drei schön gespitzten Bleistiften und einem furchtbar klopfenden Herzen hingeseht. Als die Männer nun anfangen zu reden, ohne daß sie die Pfeifen oder den Kaugummi aus dem Mund genommen hätten, und Ursula ihre stenographischen Kurven machen wollte, die Worte bedeuten sollten, hatten Gehirn und Hand ihr einfach versagt.

Sie hatte plötzlich vergessen, wie vorher gut eingeübte Zeichen niederzusetzen waren; sie wagte nicht, die Reden zu unterbrechen, schämte sich auch, mitteilen zu müssen, daß sie unfähig war, das Protokoll zu führen. So saß sie vor ihrem Heft, malte die Seiten voll verworrener Striche und hatte die wahnsinnige Hoffnung, daß dann vor der Maschine, wenn sie ihr Stenogramm abschreiben sollte, ein Wunder geschehen würde.

Aber es war gar nichts daraus zu machen gewesen, und sie sah sich gezwungen, es Mr. Halliday mitzuteilen. Der hatte diesmal fast seine Haltung verloren und sie fast angeschrien: „Hätten Sie es wenigstens gleich gemeldet. Wir hätten die Hotelstenographin heraufkommen lassen.“

Nun lag sie da allein in einem kleinen Zimmer des hölzernen Hotel Splendid und sann darüber nach, wie herrlich kranksein eigentlich war. In der Frühe brauchte man nicht aufzustehen und zu denken: Heute kommt es, heute wird er mir kündigen — brauchte sich nicht zu sorgen, wie es weiter gehen sollte, denn man war dazu einfach zu glücklich schwach.

Drei Tage lag sie so, ohne einen Arzt, ohne irgendeine Hilfe; nur Mr. Halliday besuchte sie manchmal; am vierten ging das Fieber zurück. Gegen Abend kam Mr. Halliday und setzte sich neben ihr Bett. Er war schon lang nicht mehr böse; war wieder ganz gefaßt, fast unheimlich ruhig. Er legte fünfzehn Dollar auf den Nachttisch unter die schwarze Bibel und meinte, er müsse sie nun allein lassen, da er nach Missouri Falls zurückkehre; er sei aber nicht im Zweifel, daß sie morgen schon aufstehen könne. Er habe das Zimmer bezahlt.

Ursula war ja so dankbar. Fünfzehn Dollar, sie hatte sie gewiß nicht verdient.

Ein hartes Klopfen an der Tür unterbrach ihr Gespräch. Ohne daß ein „Herein“ abgewartet wurde, öffnete sie sich, und es trat ein dunkel gekleideter Herr ein, dessen Entschuldigung so knapp vorgetragen war, daß Mr. Halliday barsch auf-fahren wollte. Aber er verstummte sofort, als der Herr seinen Rockaufschlag ein wenig zurückschob und darunter ein Zeichen sichtbar werden ließ.

Mr. Hallidays Hand, die er auf der Bibel aufgestützt hielt, zitterte ganz leicht.

Der Herr wandte sich an Ursula, fragte sie um ihren Namen und wann sie nach Amerika gekommen sei. Er fragte sie auch, ob sie eine Angestellte Mr. Hallidays sei und ob er ihr die Reise von Chicago nach Missouri Falls gezahlt hätte. Dieser letzte Punkt schien ihn besonders zu interessieren. Mr. Halliday wollte ein Wort einwerfen, aber der Herr wehrte höflich, aber bestimmt ab. Er drückte auf den Klingelknopf und ließ das Stubenmädchen holen, und Ursula erfuhr, daß diese zugleich die Dienste eines Hoteldetektives ausübte. Das Stubenmädchen mußte aussagen, wie oft Mr. Halliday und wie lange er im Zimmer Ursulas gewohnt hatte.

Als der Detektiv gegangen war, sank Mr. Halliday

mit seiner ganzen schweren Körperlichkeit in einen Stuhl und sagte: „Das hat man davon.“ Sein Unterkiefer hatte sich nach auswärts gekippt, es sah aus, als könnte oder wollte er ihn nicht mehr halten. Er hatte plötzlich das Gesicht eines alten, müden Mannes.

Ursula war der ganze Vorgang noch unverständlich, sie wagte kaum zu atmen. Es war entsetzlich zu denken, daß sie dem Advokaten weitere Unannehmlichkeiten gebracht haben sollte.

Sie hörte ihn fragen, mit einem mißtrauischen, fast verächtlichen Klang in der Stimme: „Haben Sie Feinde in diesem Land? Leute, die Ihnen übelwollen?“

Wer konnte ihr übelwollen, wer konnte ihr noch schlechter

Patsche. Ein Mann, der ein Mädchen von einem Staat in den andern führt, um dort mit ihr zusammenzukommen, wandert ins Gefängnis wegen Entführung. Sie sind verdammte hübsch, meine Liebe, das ist verdächtig. Aber Himmelkreuzdonnerwetter, das gerade jetzt, wo so vieles, wo alles auf dem Spiel steht!“

„Er hat sich ja gar nicht an Sie gewandt, Mr. Halliday. Mich meinte er. Und mir kann er nichts tun, denn ich habe nichts verbrochen.“

„Für Sie kann's auch unangenehm werden!“

„Ja, was? Was kann einem da geschehen?“

Mr. Halliday lächelte jetzt, als erheitere ihn eine Erinnerung, und er antwortete: „Für eine Amerikanerin ist die



Novemberabend. Gemälde von Prof. Max Schlichting.

wollen, als ihr ohnehin schon mitgespielt war? Awa? Sie war doch verschwunden für Awa! Wer konnte —

„Haben Sie nicht bemerkt, daß der Detektiv fast alles, was er von Ihnen erfragte, schon gewußt hat? Er hatte all Ihre amerikanischen Daten auf seinem Papier.“

Also ein Detektiv war es! Was konnte er wollen, was um Himmels willen konnte er wollen?

Spott stand jetzt auf Mr. Hallidays Gesicht; Spott über ihre Unwissenheit: „Das ist doch klar. Jemand, der Ihre Adresse weiß, zumindest die in Missouri Falls, hat Sie angezeigt, daß Sie — wie soll ich mich nur ausdrücken — daß Sie keinen guten Lebenswandel führen, und hat uns den Detektiv nachgeschickt. In jedem amerikanischen Hotel ist ein Hausdetektiv, der die Gäste beobachtet. Wissen Sie das nicht? Nun also, ich sage es Ihnen; es ist nicht schlecht, darüber unterrichtet zu sein. Besonders hier ist es streng: die Frauen des Mittelwestens sind hinter unserer Moral sehr her, wissen Sie. Es ist nur gut, daß Sie beweisen können, daß Mr. Higginson die Reise hierher gezahlt hat, denn sonst säße ich in der

Geschichte einfach, wenn auch nicht immer angenehm; sie wird aus dem Hotel gewiesen und damit hat sich die Sache erledigt, aber eine Einwanderin — das freilich —

„Was? was?“ fragte Ursula, „was könnte mir geschehen, könnte ich eingesperrt werden?“

„Schlimmer: Sie können deportiert werden.“

„Deportiert?“

„Wegen schlechten Lebenswandels.“

„Wegen schlecht — — —“

Angeblicks Ursulas großäugiger Fassungslosigkeit wurde seine Stimme weicher: „Aber in Ihrem Falle scheint ja keine Rede davon zu sein. Sie sehen, daß der Detektiv ruhig gegangen ist, ohne Sie zu arretieren.“

Ursula sank in die Kissen zurück: Es ist unmöglich, unmöglich, Deportation! Arretieren — sie! Deshalb also sprach dieser Mann in einem Ton mit ihr —

„Nehmen Sie es nicht wieder gleich so tragisch — — ich muß jetzt gehn, Miß Rotenegg. Ich sage Ihnen gleich Lebewohl, denn ich werde mich natürlich schwer hüten, noch einmal

dieses Zimmer zu betreten. Gute Besserung. Und auf Wiedersehen in Missouri Falls.“

Die Tür schloß sich hinter ihm, und Ursula war allein. Allein mit dem Defektiv hinter der Tür, allein mit dem Gespenst der schandvollen Deportierung!

Wie furchtbar war das Leben!

Nach zwei Tagen stand sie auf. Sie war noch schwach, und als sie zu rechnen begann, versagte ihr Kopf. So weit vermochte sie klar zu sehen, um zu wissen, daß sie nun den Weg zu gehen hatte, den der Mittelstand Europas alle diese Jahre gegangen war. Sie mußte ein Schmuckstück verkaufen. Dabei empfand sie, was drüben Tragik war, hier als Schmach.

Niemand hinderte sie abzureisen, sie hatte weder eine Vorladung, noch einen neuerlichen Besuch des Defektivs bekommen. So legte sich ihre Aufregung, zitterte nur noch im Inneren nach mit der Frage: Soll mir nichts erspart werden, gar nichts? —

In Missouri Falls erfuhr sie, daß der Prozeß der Yukon Gold Corporation zu ihren, also auch zu Mr. Hallidays Ungunsten entschieden worden war. Noch mehr Trübsal, noch mehr Wolken. Dieses Zusammenarbeiten mit dem von Sorgen bedrückten Halliday und der Kontakt mit seiner zweifelhaften und anrüchigen Sache hatte wie ein Gewicht über ihren Tagen gelegen. Es konnte ihr eigentlich gar nicht leid tun, daß es aus war, es fragte sich nur: Was jetzt, wohin jetzt?

Mr. Halliday sah sie gar nicht mehr. Sie erfuhr nur später einmal, daß er im Hotel gepfändet worden war.

Noch kaum von der Krankheit hergestellt, machte sie sich wieder an die Stellungsuche. Zwei Tage hatte man es mit ihr in dem schönen, hellen Büro der Shredde Wheat Corporation versucht, aber dann sagte ihr der Manager, es täte ihm sehr leid, wirklich sehr leid — aber sie sehe doch selbst, daß sie zu langsam sei. Sie müsse eben noch dazu lernen. Sie wußte es: Sie war zu langsam. Die Gehirne all dieser munteren kleinen Mädchen, der Clerks im Büro, arbeiteten eingekeult, waren auf das Detail gedrillt und reagierten darauf mit einer Flinkheit und Präzision, vor der Ursula entmutigt und fast bewundernd stand. Sie bekam für zwei Tage gezahlt, das half etwas; das gab eine warme Mahlzeit, denn da ihr elektrischer Kocher zerbrochen war, hatte sie seit Tagen keinen warmen Bissen zu sich genommen.

Ein Blumengeschäft? Das wäre hübsch, den ganzen Tag unter Blumen zu leben. Sie fragte an, versicherte, daß sie geschmackvolle Arrangements machen könne. Schon hatte sie gelernt, was sie früher verachtet: Sich herzklopfend anzutragen. Die Besitzerin schien nicht aanz abgeneigt. Dann diese gefürchtete Frage: „Haben Sie Erfahrung?“ ein gehauchtes Nein. Und ein Kopfschütteln darauf mit der Antwort: „Wir brauchen niemand.“

Verkäuferin, Ladenmädchen — alles nichts.

Sie dachte natürlich auch daran, Unterricht zu geben. Eine Schülerin hatte sie bereits; sie zahlte ihr fünfundsechzig Cents für die Stunde, und neulich hatte sie mit unverhüllter Ungebuld gefragt, warum sie noch nicht französisch sprechen könne — nach vier Lektionen!

Missouri Falls mit seinen 190 000 Einwohnern war eine Miniaturausgabe von Chicago. Nach ein paar Tagen kreuz und quer, treppauf, treppab, schienen Ursula die Verdienstmöglichkeiten der City bald erschöpft.

Sie wollte ja arbeiten, mein Gott, wie wollte sie! Sie hatte nie gewußt, was es hieß: Arbeiten! Sie hatte Arbeit jeweils als eine mehr oder weniger unangenehme Bürde betrachtet, mit der man fertig zu werden trachtete. Aber jetzt schnte sie sich danach, schrieb sie danach. Jetzt kniete sie nieder und betete: „Gott, gib mir Arbeit; wenn auch nie wieder etwas anderes, aber gib mir Arbeit. Ich will sie lieben, ich will mich ihr widmen. Gib mir Arbeit —“

Daß es das gab, geben durfte: Arbeiten wollen und nicht dürfen —

Ein Weg blieb ihr ja freilich noch. Sie konnte wieder hinuntersteigen in die verachtete Kategorie der Schwarzen, konnte wieder Dienstmädchen oder Kinderädchen werden. Diesen Weg hätte eine andere vielleicht leichtfüßig eingeschlagen. Aber für sie bedeutete er Kapitulation. Hoffnungslosigkeit, Versagen, Scheitern. Denn diesen Weg gehen, hieß zurückgehen.

Nein, nicht zurück. Noch konnte sie laufen, denken, atmen.

Sie zwang es. Und das war notwendig. Denn sie hatte nur noch einen halben Dollar und einen ganz schlechten Mantel und einen alten Koffer; darin zwei Liebesbriefe von einem treulosen Mann. Das war alles.

Die Liebesbriefe! Sie nahm sie aus dem Grund ihres Koffers und tauchte in den warmen Glanz der Worte. Er liebte sie, ja, gewiß, liebte er sie. Wie hatte sie nur je daran zweifeln können! Wie gut war es zu wissen, daß er da war, daß er lebte, daß er irgendwo atmete. Wie unrecht hatte sie getan, von ihm zu gehen. —

Sie saß dann die halbe Nacht auf und schrieb an Bertrand. Da gab es kein Elend mehr für sie. Da versanken Hunger, Angst und Leiden und die Welt lag da, rosig über-schimmert. — — —

„Versuchen Sie's doch in Argee Colony,“ sagte ihr jemand.

Argee Colony! Das war Barthelens Besitz. Ursula sagte schnell: „Nein, das nicht, das nicht.“

Ein Vorhang rauschte zurück, und sie sah Palmen, eine marmorne Halle, weiße, beringte Finger an schimmernden Pelzen, leise aneinander klingendes silbernes Teegeschirr. Und sie fühlte seine Hände. — —

„Warum nicht?“ antwortete man ihr auf ihr hastiges Abwehren, „dort haben Sie nur sieben Arbeitsstunden, und kein Fabrikmädchen hat unter fünfundzwanzig Dollar die Woche.“ Ursula schüttelte den Kopf. Ihr schwindelte. Sie war furchtbar schwach, sie merkte auf einmal, daß man nicht ungestraft hungerte. Und morgen würde sie kein Dach mehr über dem Kopf haben, kein Bett für die vor Müdigkeit schmerzenden Glieder? Die Straße nur mehr. Die Straße und Regen und Dezembersturm. Was tat man da? Was, was?

Ursula wußte es nicht. Der Gedanke an ihre Obdachlosigkeit war so ungeheuerlich, daß sie, ihn umkreisend, sich nicht an ihn heranwagte. Es war Abend und ein weiteres Suchen ganz sinnlos. Sie ging nach Hause.

Durch die Straßen brauste der abendliche Tumult, mit dem die Geschäftsstadt sich aus der strammen Tätigkeit des Tages löst. Und Ursula fragte sich: „Wie können die Menschen lachen und plaudern, wenn es das gibt! Wenn es das gibt, daß einer auf die Straße gejagt wird, ohne Dach, ohne Bett.“

So sah es also aus, ganz, ganz tief unten. Merkwürdig!

An der Haustür hing ein Zettel. „Da wird die Hausfrau wieder etwas wollen,“ dachte Ursula, „wahrscheinlich ist sie ausgegangen, und ich soll die vielen Freundinnen beschwichtigen, die ein Plauderstündchen am Telefon erwarten.“ Der Zettel war nicht von der Hausfrau. Ursula las: „Cecil ist schwer krank und phantasiert von Ihnen; möchten Sie nicht bitte kommen.“ Mrs. Carter im Hause nebenan bat. —

Nun fiel ihr ein, daß sie Cecil schon zwei Tage nicht gesehen hatte; Cecil, der schon neun Jahre war, aber aussah, als sei er nicht mehr als sechs; der immer einsam und still im Garten mit Steinchen oder Blumen spielte, wenn die anderen Knaben johlend umherstürmten; Cecil, der nie ganz gesund war, oft hustete und auf einem Fuß hinkte. Eines Tages war er trotz seines lahmen Fußes einem Blatt Papier nachgelaufen, das ihr der Wind vom Fensterbrett genommen hatte. Das war der Beginn ihrer Freundschaft gewesen. Freundschaft konnte man wirklich sagen; denn wenn auch Cecil nie das Verbot seiner Mutter übertrat und über den Kiesstreich ging, der den Rasen des kleinen Buchhalters von dem der Carters trennte, der weit üppiger und immer glatt geschnitten war, so stand er doch neben der Grenzlinie und sprach mit Ursula, die sich auch streng auf der anderen Seite hielt. Seit sie ihm das Märchen von Zwerg Nase erzählt hatte, begrüßte er sie nie anders mehr als „Hallo, Ursula“ und einem Aufleuchten seiner etwas verschleierte großen braunen Augen. Und jetzt war Cecil krank und lag im Bett!

Der arme kleine Kerl. Schnell, schnell zu ihm!

Mrs. Carter entschuldigte sich, daß sie Ursula störe, aber der Knabe rufe fortwährend nach ihr und der Arzt habe gemeint —

„Hallo, Ursula, das Märchen vom Zwerg Nase. Bitte.“

Und Ursula erzählte zum zehntenmal, wie Zwerg Nase von der Gans Mimi, die eigentlich eine Fürstentochter ist, das Geheimnis des Kräutleins erfährt, das aus seiner Häßlichkeit einen hübschen jungen Mann macht.

Cecil glühte, und seine Augen hatten einen brennenden Glanz. Aber seine Händchen, die stundenlang über die blaue-seidene Decke geirrt waren, beruhigten sich beim Zuhören. Er hielt Ursula ein Bild entgegen, eine kleine Photographie, um die sich seine Finger krampfhaft schlossen.

„Das ist Onkel Ken,“ sagte er, „ich liebe ihn sehr.“

„Aber laß doch, Cecil, Miß Rotenegg kennt Kenn nicht,“ sagte ärgerlich Mrs. Carter, die Ursula hinter alle sieben Berge verwünschte. Cecil war ihr einziges Kind, trotzdem

sagte man ihr nach, daß sie ihn haßte, weil er nicht gesund und fröhlich und frech wie andere Knaben war.

Ursula sah das Bild Onkel Kens an. Und sie wußte plötzlich, wer der Mann war: Kenneth MacDonald, den sie einst bei Bulwers Lachsalm und Orangenwasser gereicht, ohne daß er sie in ihrer schwarz-weißen Serviermädchen-Bekleidung auch nur ein einziges Mal angesehen hätte. Sie sah ihn vor sich, und währenddessen fühlte sie die fiebrigen Augen des Knaben auf sich gerichtet, dankbar und leidenschaftlich, fast wie die eines Liebhabers. Eine Welle warmen, dankbaren Gefühls schlug über sie und schwemmte alle ihre Sorgen weg, all ihren brennenden Hunger. Sie nahm das Fieberthermometer und steckte es Cecil unter die Achsel. — „Gefällt er dir?“

„Einen schönen Onkel hast du da, Cecil.“

Das erwartete er ja wohl, nicht? Der Mann auf dem Bild schien sich von anderen jungen Amerikanern nicht wesentlich zu unterscheiden, und doch kam er ihr merkwürdig nah und bekannt vor: das eher breite als schmale Gesicht, die schlankflügelige Nase, der dünnlippige, festgerammte Mund; in den Augenwinkeln ein Anflug von burschikosem Humor; auf der geräumigen Stirn saß Intelligenz von vielleicht mehr als Durchschnitt; die Augen waren Cecils Augen, die gleiche Knabenhaftigkeit lag in ihnen, nicht aber die gleiche Träumerei. Und doch nicht ganz ohne diese.

Cecil warf die Decke von sich und setzte sich auf: „Versprich mir, daß du ihn lieb haben wirst, wenn er kommt. Versprich es mir.“

Ursula versprach. Was hätte sie ihm nicht alles versprochen! War er doch wie ein zitterndes Blatt in den Händen des Fiebers. Sie stand auf und drückte ihn in die Kissen zurück. Nahm ihm das Thermometer aus der Armhöhle und erschrak, als sie darauf blickte: Es zeigte neununddreißig.

Mr. Carter war auf einer Geschäftsreise, und Mrs. Carter verließ sich auf Pulver und Medizin, die der Arzt verordnet hatte. Ursula gab sich damit nicht zufrieden. Man müsse etwas gegen das Fieber tun, sagte sie. Kalte Wickel seien das Beste bei einer so starken Erkältung.

Sie kämpfte mit dem Fieber bis um drei Uhr früh, da hatte sie es auf siebenunddreißig heruntergezwungen. Der Knabe lag in sanftem Schlaf, und Mrs. Carter, die etwas auf dem Sofa im Zimmer geschlummert hatte, beugte sich über ihn und küßte ihn. Dann reichte sie Ursula die Hand: „Wie Sie das prachtvoll gemacht haben, Miß Rotenegg, wie prachtvoll. Mr. Carter wird es Ihnen danken.“ Sie hatte Tränen in den Augen und ihre harte und heisere Stimme war fast weich. Sie verschwand in die Küche und brachte eine Apfelftorte. Ursula hielt die Hände an die hämmernenden Schläfen: „Dürfte ich Sie bitten, daß ich mir“ — mein Gott, dies war doch keine Bettelei, nicht wahr — „daß ich mir eine Tasse Kaffee machen darf, eine heiße Tasse Kaffee, mir — ist — schlecht.“

„Selbstverständlich, verzeihen Sie, daß ich nicht daran dachte, warten Sie, ich zeige Ihnen, wo der Kaffee ist.“

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Das Fuggermuseum in Augsburg. Von Hans Huber.

Mit elf Abbildungen nach Aufnahmen aus dem Fuggermuseum vom Kunstverlag Fr. Höfle (M. Lang), Augsburg.

Im Jahre 1656 ging eine weltberühmte Fuggersche Bibliothek um den Preis von 15 000 Gulden in den Besitz Kaiser Ferdinands III. in Wien über. Es waren, wie wir genau wissen, 13 828 Bände, ausgewählt mit feinstem Verständnis, die damals in den Zeiten, als Augsburg seine schwersten Tage zu erleben hatte, auf Flößen den Lech und die Donau hinunter nach Wien verfrachtet wurden. Vor dem Dreißigjährigen Kriege war die berühmte Bibliothek, als der Wiener Hof anfragte, um einen wesentlich höheren Preis nicht feil gewesen, nun, wo der fürstliche Absolutismus seinen Höhepunkt erreicht hatte und das Bürgertum in nie gesehener Armut und Ohnmacht schmachtete, ging sie als letzte



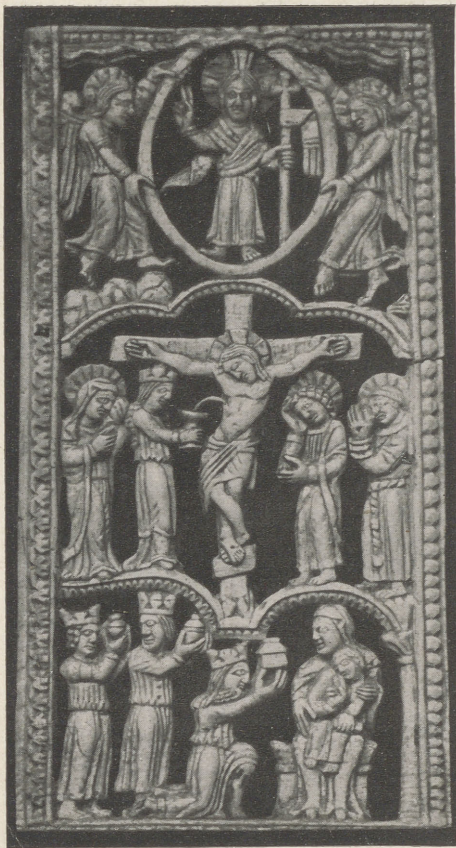
Der Hauptsaal im Fuggermuseum zu Augsburg. Geschaffen als „Bibliotheca“ 1569 bis 1573 für Hans Fugger von Friedrich Sulzris, Carlo Felago, Antonio Ponzano, Alexander Scalzi und Paul Fleischauer.



Blatt aus der von Hans Burgkmair (?) unter Jakob Fugger dem Reichen begonnenen Fugger-Chronik, bestehend aus 165 Blättern mit köstlichen kolorierten Porträts und Wappenbildern des Fuggerischen Gesamthauses und der Aignaten.

und kostbarste von drei Fuggerischen Bibliotheken um bare 15 000 Gulden weg, um den Grundstock der heutigen Wiener Hof- und Staatsbibliothek zu bilden. Eine Reichstadtkultur wurde damit abgebaut, um eine höfische zu begründen. Gleich wie die Palatina in Heidelberg und die Staatsbibliothek in München ist also auch die Wiener Bibliothek eine gewissermaßen Fuggerische Gründung, ihr Grundstock wurde in Augsburg zusammengebracht und gesammelt, rund 100 Jahre war sie in Augsburg, wo ihr Hans Fugger in bis dahin unerhörter Pracht Prunkräume geschaffen hatte, eben die Räume des jetzigen Fuggermuseums.

Damals, als die Fuggerbibliothek nach Wien verfrachtet wurde, — es war einer der schlimmsten Tage für das humanistische Augsburg, das nun nur noch die bei den Jesuiten aufbewahrte Peutingerische Bibliothek und die Stadtbibliothek mit ihren allerdings einzigartigen alten Klaffter-Handschriften



Kostbare mittelalterliche Elfenbeinschnitzerei der romanischen Epoche, wahrscheinlich italienische Arbeit. Oben: Christus als Weltenrichter, in der Mitte: Kreuzigung, unten: Anbetung der heiligen drei Könige.

der neben den wertvollen Bücherschätzen auch Platz war für Antiken und Bronzen der Renaissance, für Raritäten und allerart.

Die Bücher kamen damals mit wenigen Ausnahmen (Fuggerscher Familienheiligtümer) nach Wien, geblieben aber ist Augsburg der einzig schöne kostbare Raum der ehemaligen Bibliothek, der früheste Raum einer nord-europäischen Museumschöpfung. Diese Museumschöpfung geht auf Jakob Fugger den Reichen zurück, der den Grundstock legte und zu sammeln begann. Später hat der bekannte Maler Jörg Breu für das Fuggermuseum Räume ausgemalt, mußte dann aber seiner revolutionären Gesinnung wegen alles unfertig liegen und stehen lassen. Erst Hans Fugger ließ dann von 1568 an im Geschmack der italienischen Hochrenaissance die Bibliotheksräume neu ausgestatten, so, wie sie heute noch sind. Architekt war der den Fuggern schon von früher her bekannte Friedrich Sustris von Amsterdam, ein in Italien geschulter Niederländer und Verwandter jenes Malers Lambert Sustris, der von 1509 an Bau und Ausschmückung der Fuggerkapelle bei St. Anna maßgebend beeinflusst hatte. Die Stuckateurarbeiten sind von dem Medailleur und Former Carlo Pe-

besatz, — ging auch eine Unmenge von Museumsgegenständen und Raritäten, die im Fuggermuseum aufbewahrt gewesen waren, mit nach Wien. Wir nennen astronomische Instrumente, Globen und Karten, Büsten aus Marmor, Erz und Ton, darunter viele Antiken samt „Albrecht Dürers Perspektiv“, durch welches er gemahlen“, und der Zahn „von einem Meerfisch“.

Die alte „Bibliotheca“ des Hans Fugger, die er sich in den Jahren 1568 bis 1573 am Zeugplatz in Augsburg in märchenhafter Pracht hatte einrichten lassen, war eben weniger eine rein wissenschaftliche Bibliothek, als vielmehr eine humanistische Kunstkammer, in

lago, der auch mit Hubert Gerhard und verschiedenen Erzgießern zusammen gearbeitet hat. Als Maler betätigten sich hier Alexander Scalzi, Antonio Bonzano und Paul Fleischauer um das Zustandekommen der Neugründung.

Diese Räume, es handelt sich um einen langgestreckten Saal und um ein sogen. „Vorzimmer“, enthielten neben der Bibliothek ehemals auch die Münzsammlung. Wie man darauf kam, sie mit den „Fuggerschen Badezimmern“ zu identifizieren, ist unersichtlich. Jedenfalls sind sie unter dem Namen „Badezimmer“ in die Kunstgeschichte übergegangen. Heute sind diese Räume, zu denen noch ein weiterer kam, zum Fuggermuseum verwendet. Wenn dieses auch durch Zusammentragung des allenthalben in Fuggerschen Schlössern und Besitzungen verstreut gewesenen Kunstgutes sozusagen eine Neuschöpfung ist, so ist der Eindruck der Kunstkammer der Renaissancezeit vollständig. Die Fugger besaßen allenthalben so reiche Kunstschätze, daß es nicht schwer war, nach

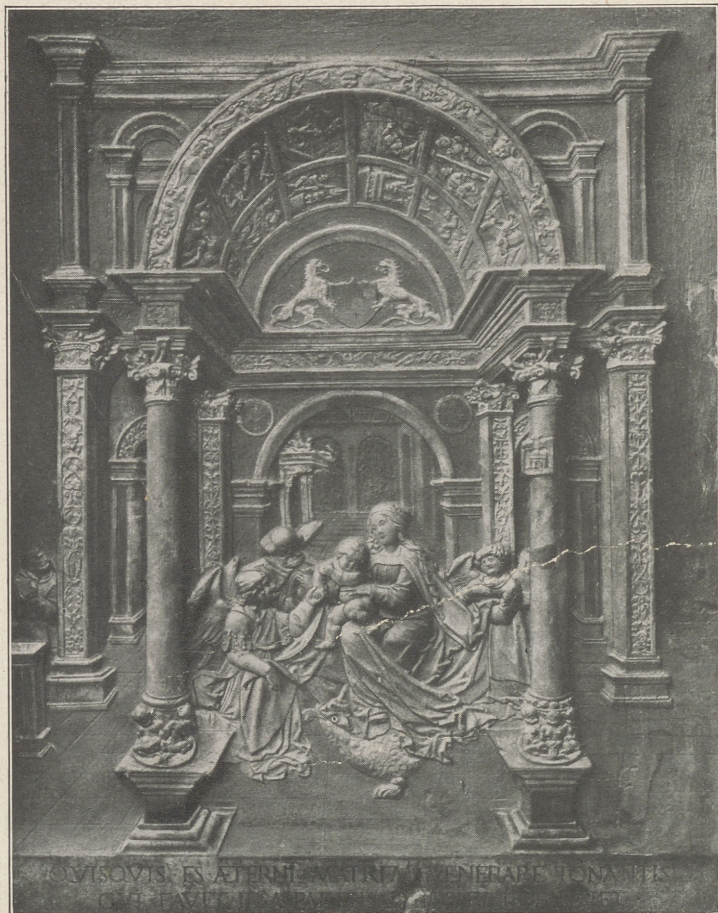


Madonna mit dem Kinde. Gotische Statuette, möglicherweise Augsburger Arbeit.

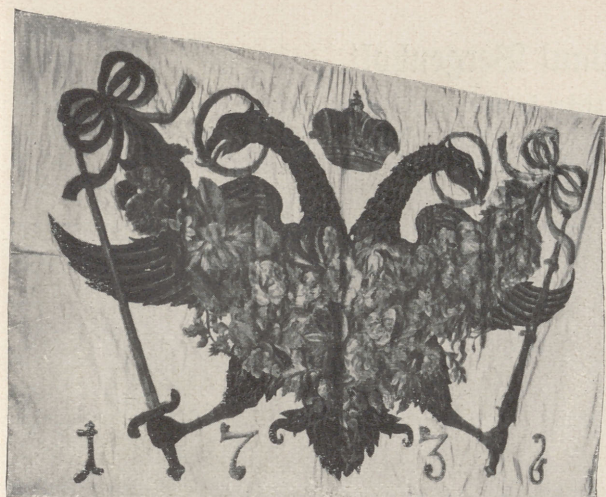
Verlust der Bibliothek nach Wien in diesen Räumen, die eine Zeitlang als Musikfäle und für periodische Kunstausstellungen Verwendung gefunden hatten, eine Sammlung zustande zu bringen, die man etwa mit dem Grünen Gewölbe in Dresden vergleichen möchte, aber an Geschlossenheit, engster Verbindung mit Augsburg und den Fuggern, teilweise aber auch in bezug auf den Wert der Objekte einfach unvergleichlich ist.

Da ist das von Hans Burgkmair angelegte und mit kostbaren Wappen und Porträts ausgemalte Fuggerbuch, da ist ein Korrespondenzschränkchen aus den Blütezeiten der „Fuggerschen Handlung“, in dem man die Wechsel aufbewahrte, da ist ein meisterhaft gearbeiteter Rundschild und Helm, wie ihn die Pariser und Londoner Sammlungen kaum besitzen. Ein Torhenkel wird dem Cellini zugeschrieben und die Zille der Goldschmiedearbeiten von der Gotik bis zum Barock verwirrt.

Ein besonderes Prunkstück ist die meisterhaft in Holz geschnittene Porträtmedaille des Georg Fugger von einem schwäbischen Meister (Hans Kels aus Kaufbeuren?). Elfenbeinschnitzereien und



Alter Abguss eines Reliefs mit dem Monogramm Hans Dauchers. Augsburger Frührenaissance etwa 1510. Fast identisch mit dem Gemälde des Lebensbrunnens von Hans Holbein in Lissabon. An der rechten vorderen Säule Inschrifttafel mit HD wie auf Holbein Gemälden.



Fragment einer ehemaligen Fahne, einen Doppeladler mit Krone darstellend, mit der Jahreszahl 1736. Ausgeführt in gerippter Gespinnstechnik.

Porzellane, alte handgestiftete Messgewänder und Werke der Kleinkünste allerart nehmen den Blick gefangen. — Selten ist auf so kleinem Raume eine solche verwirrende Fülle erlesener Kostbarkeiten vereinigt, sind es doch nur ganze drei Säle, die freilich an Inhalt und Bedeutung manches große und neuzeitliche Museum mehr als aufwiegen. Der Gedanke, hier an dem Orte zu stehen, von dem das moderne Museums- und Sammlungsweisen, wenigstens für Nord-europa, überhaupt erst seinen Ausgang nahm, ist faszinierend, man freut sich, das erste und früheste aller deutschen und nordischen Museen kennenzulernen. Und man ist um so mehr erfreut, weil doch ein gut Teil der Museumsobjekte



Spanischer Helm, sogen. Morion, von dem Augsburger Plattner Wilhelm Seiffenhofer angefertigt. In Eisen getrieben und mit Gold und Silber taupoliert. Brunnstüd aus der Zeit Karls V.

seit Bestehen des Museums und länger im Besitze des Hauses Fugger ist. Man fühlt, es ist keine zusammengeraffte und auf Auktionen oder sonst zusammengebraute Sammlung, sondern eine Sammlung, die Beziehungen hat zum Hause ihres Besitzers und zur Stadt, wo sie sich befindet. — Man sieht das Fuggertuch, das ein Abnherr des Hauses eigenhändig gewebt hat, man sieht Fuggerische Münzen und Fuggerische Familienheiligtümer allerart. — Es würde zu weit führen, dieses kleine Museum, das nur aus drei Sälen besteht, ausführlich zu besprechen, eine überwältigende Fülle erlesener Kunstschätze, unter denen die Goldschmiedearbeiten einen besonderen Rang einnehmen, ist hier in wahrhaft fürstlichen Prachträumen vereinigt. Die Aufstellung der Museumsobjekte geht mit dem Raume zusammen, so ergibt sich das Bild einer Kunstkammer der Renaissance-epoche, die einmalig und einzig ist. Wenn Augsburg weiter nichts hätte, als dieses Fuggermuseum, dann müßten die Leute von weither kommen und staunend vor dieser auch heute noch eindrucksvollen weltlichen Pracht sich beugen, die ihrer Zeit als einzig und geradezu unerhört vorgekommen sein muß. Dieser kleine Raum im Fuggerpalaste am Zeugplatz in Augsburg ist es gewesen, von dem aus die Anregung erging zur Gründung der fürstlichen Sammlungen in Dresden und München und auf Schloß Ambras, wo eine Philippine Welsch als Schutzherrin schaltete. — Wenn, wie gesagt, der räumliche Eindruck des Fuggermuseums der eigentliche Clou dieser einzig dastehenden Kunstkammer ist, so sind deswegen die einzelnen Museumsobjekte nicht gering zu achten. Sie sind von einer Art, daß Wiener und Berliner Sammlungen gewiß froh wären, sie zu besitzen. Aber das Bestimmende dieser Sammlung ist doch der Zusammenklang von Raum und Inhalt und man ist überrascht, hier in Augsburg einen Brunnraum zu finden, der weit und breit seinesgleichen sucht!



Bildnismedaille vom Jahre 1541 auf Georg Fugger, früher dem Hagenauer, jetzt Hans Kels aus Kaufbeuren zugeschrieben. Vorderansicht. — Rückansicht: Amor mit Pfeil, Köcher und Bogen.

der Maximiliansstraße und den freskengeschmückten Palästen der alten Reichsstadt wird das Wort von der sprichwörtlichen „Augsburger Pracht“ wahr und offenkundig. Augsburg hat viele und bedeutende Museen, ihre Zusammenfassung würde die alte Reichsstadt auch heute noch in die Reihe der ersten Museumsstädte der ganzen Welt rücken. Da ist die Staatliche Gemäldegalerie (dem Fuggermuseum benachbart) zu nennen, wo die Meisterwerke Hans Holbeins und Burgkmairs sich mit denen des Rubens, van Dyck und Rembrandt zu einem ganz eigenartigen Bilde vereinigen. Erst neulich hat man im Prachtraum der ehemaligen Dominikanerkirche das bedeutendste Museum des süddeutschen Rokoko und Barocks (Gemälde) zusammengestellt. Auch hier ist in frohen, festlichen Räumen von gewaltigen Dimensionen weltliche Pracht mit deutscher Gründlichkeit vereinigt. Aber bei aller Bedeutung des Raumes und der Ausstellungsobjekte ist doch die innere Geschlossenheit des Gesamteindrucks dort so wenig erreicht, wie die reißlose

Beziehung des Ganzen auf Augsburg und seine Kunst. — Ähnlich ist es sogar mit dem Städtischen Maximiliansmuseum, einer in einem alten Patrizierpalast aufgestellten kunstgewerblichen und Kunstsammlung von nicht weniger als 40 Sälen. Gewiß, auch hier sind erlesene Kunstschätze vereinigt, vor allem im sog. bischöflichen Diözesanmuseum (mit Helm



Schäßenpokal. Augsburger Arbeit in reicher Ausführung aus dem Jahre 1760.



Alter Barockbrunnstuhl. Augsburger Arbeit (?).



Silberner Schäßenpokal mit 16 araverzten Anhängeschließen vom Jahre 1783.

Im Verein mit dem Goldenen Saale des Augsburger Rathhauses und den festlichen Innenräumen der Augsburger Kirchen, im Verein mit den Bronzebrunnen

und Schwerer Kaiser Karls V.) und in der Abteilung der Augsburger Goldschmiedarbeiten. Aber der Raumeindruck ist dort nicht der intimgeschlossene des Fuggermuseums, die Überfülle des Materials verwirrt und die Unausgeglichenheit der von Seitz und Hagemüller 1908/09 mustergültig aufgestellten, seitdem aber desorganisierten Sammlung läßt keine Begeisterung aufkommen.

Nur der Goldene Saal des Rathhauses mit den Fürstenzimmern kann mit dem Fuggermuseum zusammen genannt werden.

Von Ufer zu Ufer. Novelle von Paul Bergenholt.

Wenn Pieter Kleuken, der Fährmann, vor der Hütte hockt, wo die Wege am Ufer zusammenlaufen, dann fällt er wohl ins Sinnieren: „Das ist hier wie bei den Menschen! Alle kommen einen anderen Weg, treffen sich und gehen wieder auseinander! Im Guten bisweilen, öfter im Bösen! Immer aber ist der Tod zwischen ihnen.“ Oft auch denkt er weiter: „Warum sind die Menschen nur so? Hier in meinem Rahn müssen sie sich ja auch vertragen, wenn sie ans andere Ufer wollen! . . . Gestern erst der Köppen und der Tiedje! Und die fuhren gar zum Richter nach Lyefse! Wegen der Kuh! . . . Aber wie still saßen sie, und keiner konnte den anderen vorfahren lassen, weil der Termin ja nicht wartet!“

Ein gespanntes Grübeln lag jetzt in Pieters Augen: Beide saßen auch auf der Heimfahrt wieder in seinem Rahn. Muckmäuschenstill saßen sie! Stückwegs ist ihnen seine Neugier gefolgt. Anderes freilich weiß er nicht! . . . Aber in derselben Nacht noch hat man erzählt: Der Köppen ist im Gehölz vor Bottwarden tot gefunden worden. Und der Tiedje ist der Mörder! . . . Er hat es selbst gestanden!

„Aber der hat doch den Prozeß gewonnen! Warum also hat er dann . . .?“ Das bohrt in seinem Hirn. Es geht wirklich über die Gedankenkraft des Pieter Kleuken. Ein blutig zerrissenes Bild legt sich in seine Phantasie, macht ihn erschauern. Ihn fröstelt so, daß er fast erfreut ist, als er vom anderen Ufer Rufe hört: „Heiho! — Pieter! — Hohe!“

Da macht er den Rahn los, stellt das Ruder hart vor den Strom, damit das Boot schneller gleitet. Aber die Minuten von hüben nach drüben geben ihm doch wieder besinnliche Zeit, und so kreisen seine Gedanken erneut um das furchtbare Ereignis, finden aber nur den einen Weg: „Was muß das für ein tödlicher Haß zwischen den Menschen sein!“

Er versteht diese Welt nicht mehr. Wenn jetzt sein Weib, die Marieke, bei ihm wäre, würde sie seine Hand nehmen: „Laß uns man nach Hause gehen, Piet; und wir riegeeln zu, daß nichts Böses hereinkann!“

Da erschrickt er, daß die Gedanken so kunterbunt von dem Verbrechen zu seinem toten Weibe springen, und irgendein Lastendes ist über ihm, grau, gespenstisch, unsagbar. Das lähmt ihn so, daß der Rahn ihn fast umwirft, als er aufs andere Ufer trifft . . .

Nur mählich erkennt Pieter Kleuken die Wartenden. Es sind zwei Landjäger mit umgehängten Karabinern. Der Dritte, dunkel gekleidet, hält gewissen Abstand. — Fragt er was, stehen die beiden dienstlich stramm. Das eisige Schweigen der drei umlauert ihn merkwürdig, versetzt ihm den Atem. Ungewiß fühlt der Pieter, daß er nun selbst unter der Beobachtung dieser Obrigkeit steht.

Beim Aussteigen sagte der Dunkle: „Wir wollen in Eure Hütte gehen und Euch dort vernehmen!“

Da zückt der Pieter wie unter einem Hieb zusammen; und als der andere ihn weiterfragt: „Wißt Ihr etwas, das zur Aufhellung des Verbrechens dienen kann?“, muß er sich erst besinnen, so bestürzt macht ihn der Gedanke, daß er in das Schreckliche verstrickt werden könnte. Stodend erzählt er, was er weiß: Zweimal habe er am Unglückstage die beiden gefahren. Kein lautes Wort aber sei zwischen ihnen gewesen, und friedlich habe er sie den Fährweg gehen sehen.

Der Dunkle sieht ihn ganz sonderbar an, und ein Schweigen liegt in dem kleinen Raum, daß man die Fliegen surren hört. „Kleuken, Ihr habt doch eine Tochter?“ legt er ihm fast freundlich die Frage hin und ergänzt sie: „Erzählt mal von ihr! Sie soll ja hübsch sein und zeitig frühreif gewesen.“

„Was das nur für eigentümliche Fragen sind?“ denkt der Pieter und hört dabei sein Blut in seiner Kehle hämmern. So körperlich sind ihm die Fragen, daß er gleichsam ihre Augen auf sich brennen fühlt. Hestig schluckt er ein paarmal: Hübsch? — das wisse er nicht! Frühreif? Wenn der Herr altflug meine, das möge wohl stimmen. Seit Mutters Tod diene die Antje auf dem Holterhof.

„Ist sie öfter zu Euch gekommen?“

„Alle drei Wochen!“ sagt Pieter, „es mögen aber auch mal vier gewesen sein!“

„Wann war sie denn zuletzt hier?“ will der Dunkle wissen. Der Alte befinnt sich, und ein bohrender Schmerz ist dabei in ihm: „Diesmal waren's sicher sechs Wochen. Aber im Frühjahr ist ja soviel Arbeit. Da konnte die Antje wohl nicht anders.“ fügt er wie entschuldigend hinzu. Eine kleine, hinterhältige Pause entsteht. Und es schießt ihm durch den wirren Sinn: „Was soll das denn nur? Was hat meine

Antje mit dieser furchtbaren Sache zu schaffen?“ — „Hat das Mädchen Euch von ihren, — na, sagen wir mal: Liebschaften erzählt?“

Wie ein verquältes Stöhnen ist seine Antwort: „Sie wird keine Liebschaft gehabt haben. Wer sollte denn auch . . .?“

„Hmh!“ macht der Frager und taucht seinen Blick in den des Pieters, als müsse er dem auf den tiefsten Seelengrund dringen: „Hm, hat sie keine Beziehungen zum Köppen gehabt?“ — Da torkelt der Alte an die Bretterwand, daß die Hütte erzittert, und wie ein Schrei steht seine Frage: „Zu dem Ermordeten?“

„Ja! — Und der Tiedje und der Köppen . . . machen wir's kurz: Eiferucht war zwischen ihnen! Wegen Eurer Tochter, nimmt man an! . . . Und sie soll ja wohl beiden schöne Augen gemacht haben!“

Wie ein Betrunkener schwankt der Pieter. Er weiß nicht: Soll er dem Kerl da an die Gurgel? Soll er den Ruderstumpen aus der Ecke greifen und dem anderen den Schädel zerbrechen? Sein Blut staut sich im Halse zum Bersten. Aufbrüllen möchte er. Aber dann sinkt er in sich zusammen. Ein würgender Laut raselt von seinen Lippen. Und als er endlich Worte findet, zittert es wie ein verhaltenes Weinen darunter: „Herr, seit die Marieke von mir ging, hab' ich nur noch das Kind und meinen reinen Namen! Nehmt mir das nicht! Tut's nicht, ihr Herren!“

Dabei ist der Alte in die Knie gestürzt, leidwirr sind seine Augen, und seine Hände sind zu einer unendlich demütigen Gebärde ausgestreckt. Da hebt ihn der Dunkle auf. Fast hilflos steht er neben dem Pieter. „Es ist furchtbar hart, daß ich so frage, und ich tu' es nicht gerne. Wehtun will ich Euch nicht, Kleuken! . . . Aber ich muß fragen, weil's mein Amt ist! Glaubt mir das.“ Herzschlaglang macht das gute Wort das Leid ebbend, und ein scheues Lächeln blüht unter den grauen Bartstrahlen des Pieter, als der andere ihm nun die Hand gibt: „Wie's auch enden mag: Euch trifft keine Schuld! Ganz gewiß nicht!“

Dann gehen die drei, und Pieter Kleuken atmet einmal tief und breit, als sinke eine Last von ihm. Und so leicht wird ihm, daß er vor seine Hütte tritt.

Wenn der Pieter aufschaut, sieht er überm Deichzug fünf Kirchtürme in den Himmel schneiden. „Da werden morgen die Kinder singen“, denkt er. „Morgen ist ja Sonntag! Dann will ich wohl an das Grab der Marieke gehen, ja, und die Antje geht mit . . .“

„Die Antje?“ raunt eine lauernde Frage in ihm. Das reiht ihn wieder zusammen, als greife eine eiskalte Knochenhand aus dem Ungewissen an sein warmes Fleisch. Keine Sonne ist mehr, kein Licht, kein Laut. Nur Totenstille! Und darin sitzt wie ein unsichtbares Gespenst das unheilvolle Warten, das ihm den Atem wegwürgt.

„Es ist nicht wahr! Kann ja nicht wahr sein!“ begehrt er auf. Die grausamen Zweifel aber reißen ihn hoch. Er tastet zur Tür. Und nun läuft er, atemlos, wie auf wilder Flucht: „Ich muß sie fragen . . . die Antje . . .“

Er quert wieseinwärts, stolpert, rafft sich hoch, Furien peitschen ihn vorwärts. Das Grauhaar verklebt seine Stirn.

„Antje fragen! . . . Antje fragen! . . .“

Und so hält er bald auf dem Holterhof. Sprechen kann er nicht, so ausgepumpt ist er. Doch der Bauer weiß auch so schon, was der Pieter will.

„Eure Antje,“ drückt er unter dem flehenden Blick des Alten, „Eure Antje ist . . . verhaftet worden, ja . . . und steht vor dem Gericht, weil sie . . .“

Da bricht ihm der Mann unter den Händen weg, wie ein Baum unter der Axt sinkt. Zuft, als sie ihn heben und beiten wollten, tut er die Augen wieder auf und würgt an der Frage: „Aber es ist nicht wahr, Bauer?“ Als der schweigt, richtet er sich jäh auf und steht mit steingrauem Gesicht. „Wo?“ fragt er nur. Und als er die Antwort hört, kann ihn kein Mensch mehr halten. So gerade und stur geht er, daß der vom Holterhof verwundert den Kopf schüttelt.

Vor dem Havsteder Krug drängt sich der Pieter durch eine Kinderfähr, die den Eingang des Hauses belagert. Er schiebt etliche Frauen beiseite, hält dann in der kleinen Stube. Vor den dreien und der Antje und dem Tiedje. Erst lehnt er erschöpft an dem braunen Türpfosten. Die Augen sind leidgeflossen. Als er aber die Hände vom Holze löst, ist mit einemmal eine heilige Ruhe in ihm, daß er selbst darüber erschrickt. So erdsfern und schicksalhaft empfindet er



Mädchenbildnis. Gemälde von Prof. Otto H. Engel

nun alles. Der Dunkle hat sich wie unter einem Zwang erhoben, und die beiden Landjäger stehen mit steifen Rücken.

Pieter tut eins-zwei lange, wiegende Schritte. Fest und forschend ruht sein Blick jetzt auf der Antje, und doch so, als dringe er durch sie hindurch in Fernen, die keines Menschen Aug' ermüht. So still ist's in der Stube, daß man das Ticken der Uhren hören kann, die die Männer in den Taschen tragen. Pieter Kleufen durchbricht diese Stille mit einem leisen Ruf: „Antje?“ Da senkt das Mädchen den Scheitel; und nochmals klingt es ganz behutsam: „Antje!“

Da hängt ein schmaler Schrei in der Stube. Und als zum dritten Male nun der Ruf wie eine heimliche Zärtlichkeit schwingt: „Antje . . .“, da liegt das Mädchen vor seinen Füßen und ihre Hände umkrampfen seine Knie: „Vater! . . .“

Der beugt sich nieder, streichelt der Antje das Blondhaar, hebt sie sanft auf, daß sie eng vor ihm steht. Kaum hörbar flüstert er zu ihr hin: „Es ist nicht wahr! . . . Sag' mir, daß es nicht wahr ist! . . . Sie lügen ja alle! . . . Sag' es mir!“ Die Antje schweigt, und er fühlt nur, wie schwer und schuldhaft sie in seinen Armen hängt. Da bricht eine traurige Güte auf: „Muß jetzt nicht sprechen, Antje,“ und nach kleiner Weile: „Gott sei uns allen gnädig . . .“

So stehen die beiden, eng und zart und scheu aneinander gelehnt. Der Richter hat sich leise abgewendet.

Da hebt Pieter Kleufen den Kopf seines Kindes und lange, lange ist sein Blick in dem ihren. Dann küßt er sie mit zitternden Lippen. Und geht aufrecht und mit weiten Schritten. Wie ein Traumwandler geht er. Die drinnen laufen auf seinen Fuß, und die draußen machen ihm wie in tiefer Ehrfurcht den Weg frei.

Am Grabe der Mariette fällt Pieter Kleufen plötzlich ein Spruch ein, den er vor vieler Zeit einmal las: „Sieh,

in seiner Hand ist die Wurfschaufel. Er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheuer sammeln, die Spreu aber im ewigen Feuer verbrennen . . .“

Der Spruch läßt ihn nicht mehr los. Immer sind auf dem Heimwege seine Fragen und Hoffnungen in seinem Denken. Mähtlich aber füllt eine große, selige Zuversicht daraus seine Seele. Und so steht er vor seiner Hütte und lauscht in den sinkenden Abend, der einen goldenen Mantel um seine alten Schultern webt. Der Fluß raunt und murmelt. Dem Pieter ist, als müsse auch er noch etwas sagen. Aber eine plötzliche und schmerzliche Müdigkeit überfällt ihn. Drum geht er still in seine Hütte und legt sich auf das farge, harte Bett. Doch in der Nacht, die einen milden Sternenhimmel durch die kleinen Fenster in den öden Raum breitet, erwacht er jäh. „Hat da jemand gerufen? Es war doch eine fernferne Stimme?“ fragt er aus dem Halbdämmer und denkt kurz: „Wie merkwürdig ist das, daß mich einer in der Nacht rufen will . . .“ Und während er sich mit einem kleinen Lächeln wendet, fällt ihm mit einemmal ein, daß er noch nicht gebetet hat. Also fastet er die alten, arbeitsverharschten Hände. Aber er kann jetzt nicht die rechten Worte finden. Eigentlich ärgert ihn das ein wenig. Doch wie aus dem Unbewußten raunt da etwas auf, daß er sagt: „Es wird wohl nicht arg sein . . .“

Und dann sieht er da auch auf dem anderen Ufer ein Licht. Eine gewaltige Helle geht von dem Licht aus. Und es steht jemand mitten darin und winkt ihm immerzu, daß er kommen soll. „Es ist ein ganz wunderbares Leuchten, wie ich es noch nie sah!“ huscht es durch den Traum des Pieter, dringt aber nicht mehr in sein Denken. Da streckt er sich, und ein verhauchender Seufzer weht von seinen Lippen.

Ganz sacht hat ihn der Tod ans andere Ufer geholt.



In der Adventzeit traulichem Lauf
Leuchten schon einzelne Kerzlein auf;

Seligkeitkündende Flämmchen erglänzen
Auf den rotbebanderten Kränzen. f. s.

Heimliche Zeiten.

Das Kirchenjahr geht seinem Ende zu, da kommen die geheimnisvollen Tage im Novembergrau. Man sehnt sich nach Schnee und nach den Adventslichtchen, die das Dunkel allgemach in strahlende Weihnachtshelle verwandeln. Allerseelen, Bußtag, Totenfest — grau in grau. Aber da kommt am Ende Andreas (30. 11.) heran, schon mit dem ersten blässen Adventschimmer. Wieviel Fragen kann man dem vorlegen! Heimliche Fragen neben den heimlichen Arbeiten dieser Zeit. — Schäle den Apfel fein säuberlich, nichts darf abreißen davon! und dann wirf die schöne, lange, sich schlängelnde Schale über den Scheitel hinter dich. Sie wird sicher einen Buchstaben bilden, und dem der's glaubt, wird er etwas bedeuten. Und Zweiglein mußt du brechen und treiben lassen, erst nahe dem Ofen, dann, wenn sie tüchtig gewachsen sind, am Fenster, auf daß sie Farbe bekommen. Blühen sie bis zur heiligen Nacht, so sagen sie Glück an. Am 6. Dezember macht sich Sankt Niklas auf, bummelt durch die Kinderstuben, schaut nach, wie's mit Beten und Bravsein steht und bringt Weihnachtsvorgeschmack. „Schrei nicht so, Fritzel, Knecht Ruprecht könnt's hören!“ — Das wäre freilich schlimm für die Bescherung . . .

Luise Glas.

Einen hübschen Geburtstagsteller

aus farbig lackiertem Holz in kräftigen Tönen veranschaulicht das hier stehende Bild. Der Teller weist in der Mitte eine Öffnung auf, in die eine eigens dazu konstruierte Vase (es stehen eine niedrige Form für Frühlingsblumen und eine hohe, so wie sie das Bild zeigt, zur Verfügung) gestellt wird, nachdem vorher der Napftuch aufgelegt wurde. Der Rand bietet in regelmäßigen Abständen Raum bis zu 20 Kerzen. Je weniger Lichte gebraucht werden, desto mehr Löcher bleiben durch die kleinen bunten Knöpfe zugedeckt. Wo es Sitte ist, ein besonderes, großes „Lebenslicht“, das nicht ausgelöscht werden darf, zu verwenden, kann dieses, unter Fortlassung der Vase, auch in die Mitte gestellt werden. Man legt dann kleine Blumen und Zweige flach rings um den Kuchen. Zu Kindergeburtstagen wird der so geschmückte Teller helles Entzücken auslösen. An den Adventsontagen und in den Weihnachtsfeiertagen nehmen wir ihn als Tafelaufsatz. Statt der Blumen Tannenzweige mit Silberlametta oder „Engelshaar“ und an Stelle des Napftuchens „Apfel, Nuß und Mandelfern“ . . . Ist der Teller leuchtend rot, so steht das dann besonders gut zu dem ernststen, tiefen Grün der Tanne.

Detta.



Geburtstagsteller mit Blumenpase und Kerzen. (Alfred Hasser, Herrnhut i. S.)
Aufnahme: F. Linthorst, Berlin.

Neue schöne Krippenspiele und Weihnachtsaufführungen.

Gemeinden und Schulen, Gesellschaften und zusammengeschlossene Familienkreise sehen sich jetzt eifrig nach wertvollem, schönem Material zu Advent- und Weihnachtsaufführungen um.

Zur heimlichholden Vorbereitungszeit des Advent gehört das Krippen- und Weihnachtsspiel seit uralter Zeit. Es soll Weihnachtsstimmung, Weihnachtsandacht wecken. Andererseits sollen die mit innigem Fleiße vorbereiteten, oft zaubersönen Christspiele, durch die Kinder und liebliche Jungfrauen wie Englein und Engel schwirren, auch etwas Weihnachtlich-Materielles beschaffen und erwirken: Gemeinden, Schulen und Vereine brauchen Mittel zu Kinder- und Armenbescherungen, zu Freude bereiten, geben und helfen, brauchen viel Mittel zum Stillen vieler heimlicher Not. Die lieblichen Darbietungen der Adventzeit sollen sie ihnen bringen.

Aus dem Bedarf erblickte der Bestand an Weihnachtsaufführungen, die wir heute haben. Drei sehr schöne, dichterisch wertvolle liegen vor mir. Aus der eignen Freude heraus möchte ich von ihnen reden. — „Weihnachten im Schnee“. Ein Bühnenspiel in 3 Aufzügen von E. v. Olfers-Batocki, ist in Maschinenschrift-Exemplaren von der Verfasserin, Frau Erminia von Olfers, Königsberg i. Pr., Hansaring 20, zu beziehen. Die entzückende, lebensprühende Dichtung, in der ein armes junges Weib und ihr Kind, ein Heer von Schneeflocken und Schneeflöckchen, vier Schneemänner, vier Schneeglöckchen, ein Schneeflockenpaar und ein eiskaltes Prinzgeßel als Handelnbe fungieren, füllt drei Akte. Die Bühne stellt dar: 1. Winterlandschaft mit Tannenbäumchen, 2. einen Eispalast aus weißen Eken und Lamettagegläser, 3. eine einfache Bürgerstube. Die Kostüme sind aus dem Bilderbuch von Sibylle von Olfers „Was Marlenchen erlebte“, Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen, zu ersehen, sind aber auch leihweise von der Verfasserin zu beziehen. Für das Aufführungsrecht berechnet Frau von Olfers nur 16 M. — Ein fröhliches Fußnackenspiel für die Vorweihnachtszeit, „Bielliebchen“, von derselben Verfasserin, ist unter gleichen Bedingungen von ihr zu haben. „Christnacht im deutschen Wald“, das Weihnachtsspiel von der Dichterin und Dichtertochter Dora Stieler, Verlag von Paul Christian, Wolgast in Pommern, verlegt die Geburt des Christkindleins in die Örtlichkeiten und Verhältnisse ihrer Bergheimat, in die bayrischen Berge, in tiefen, dichtverschneiten deutschen Wald. Röhler und Hirten, ein Elf, Kinder und Engel sind die „handelnden Personen“ neben dem heiligen Paar und dem Herrgottsfind. Das Ausschreiben der Rollen aus dem sehr billigen Büchlein ist nicht erlaubt; es gibt Rollenbücher für jede einzelne Rolle. Bei Bezug von einem Hauptbuch und 15 Rollenbüchern für die 15 Rollen wird das Rollenbuch zur Hälfte des Hauptbuchpreises geliefert. — Das richtigste, eckteste Weihnachtsstück für Schulen, Gemeinden und kleine Familienkreise ist aber trotz all den schönen, bunten, eben genannten das schlichte Krippenspiel „In der heiligen Nacht“ von Emma Sauerland. In Maschinenschrift von der Verfasserin, Berlin N21, Pringen-Allee 87, II, zu beziehen. Natürlich und schlicht und doch seltsam leuchtend und weisvoll entwickeln sich nun die Geschehnisse der heiligen Nacht, dichterisch geschaut und doch in all der sternklaren Schlichtheit, mit der die Evangelien sie berichten. Ohne Mühe ist Szene und sind „Kostüme“ dieses allereinfachsten, kleinen Spieles darzustellen. Von derselben Verfasserin möchten wir nur noch kurz nennen: „Im Stall zu Bethlehem“, ein schlichtes Krippenspiel in Versen, in dem viele bekannte Weihnachtslieder vorkommen, und ein „Germanisches Weihnachtsspiel“ aus der Zeit der Einführung des Christentums in Deutschland. In Maschinenschrift von der Verfasserin zu beziehen. — Streng kirchlichen Charakter hat das ganz besonders für Feiern direkt in den Kirchen gedichtete Krippenspiel „Es ist kein Ros“ entworfen vom Hauptpastor H. Rüdiger, Verlag Friedrich Bahn, Schwerin in Mecklenburg. Ein Sprecher des schlichten Prologs, 7 Hirten, 9 Sterne, 8 Engel, Maria und die heiligen drei Könige tragen die schlichtdramatische Weihnachtshandlung.

Mit Häkelhaken und Stricknadel

entstehen die schönsten Weihnachtsgeschenke, man muß nur rechtzeitig beginnen! Wenn auch das starkfädige Material und die dementsprechenden Nadeln die Arbeiten rasch fördern, so sind sie trotzdem meistens recht umfangreich. Die heute abgebildeten Entwürfe sollen noch zum Fest unter dem Christbaum liegen, deshalb: Frisch gewagt! (Ist halb gewonnen!) — Bild 1 zeigt eine Garnitur von Schal, Mütze und Handschuhe, eine geschmackvolle Zusammenstellung für den Wintersport. Nur die Handschuhe selbst sind gestrickt, die Stulpen und alles übrige ist gehäkelt. Es wird Zephirwolke oder eine ähnliche weiche Wolle in zwei Farben — einer lebhaften für den Grund und weiß für die Muster, die Ränder und die Franzen — verwendet.

Für den Schal wird eine Reihe von 318 Luftmaschen farbig aufgeschlagen. Zurückgehend arbeitet man auf dieser die erste Reihe fester Maschen, indem man nach dem Typenn. hier abwechselnd weiße und farbige feste Maschen häkelt, den bunten Faden überhäkelt, wenn man das weiße Muster bildet und den weißen Faden überhäkelt, wenn man den Grund arbeitet. Für diejenigen, denen diese Typenhäkelerei noch neu ist, sei bemerkt, daß beim Übergang von einer Farbe zur anderen die neue Farbe schon beim Heben der letzten festen Masche durchgeholt werden muß, damit man schon eine Sie aus der neuen Farbe auf der Nadel hat, wenn man die erste feste Masche aus dieser Farbe häkeln will. Ist man am Ende der Luftmaschenreihe angekommen, so reißt man beide Fäden ab und beginnt die zweite Reihe des Wollens an dem gleichen Ende wie die erste. Sind auf diese Weise alle 318 Reihen des Musters gehäkelt, so häkelt man in die beiden Längsseiten des Schals eine Reihe Doppelfäden, und zwar in jede Masche 2 Doppelfäden arbeitend, damit der Abschluß recht well g wird. Anfangs- und Endfäden werden vernäht und in die Schmalleiten des Schals 17 cm lange Franzen eingeknotet.

Die Häkelarbeit der Mütze beginnt man in der oberen Mitte. Man arbeitet 4 Stm., schließt sie zum Ring und arbeitet auf diesem 8 f. M., also in jede der 8 f. M. 2 f. M. In der nächsten Runde verdoppelt man wieder jede Masche, so daß 16 f. M. entstehen. Von nun an verdoppelt man an vier gleichmäßig verteilten Stellen je 2 nebeneinanderliegende Maschen, so daß sich in jeder Runde die Zahl der Maschen um 8 vermehrt. 4 Runden werden aus der Grundfarbe gehäkelt; in der 5. Runde beginnt das weiße Muster. Hat man durch regelmäßiges Zunehmen die Zahl der Maschen auf 116 vermehrt, hört das Zunehmen auf. Diese Maschenzahl behält man bis zum Rand der Mütze bei, der ebenso wie die Längsseiten des Schals einen welligen Rand aus weißen Doppelfäden erhält.

Die Stulpen der Handschuhe arbeitet man in die Runde auf einem Anschlag von 58 Stm. Den Abschluß bildet auch hier wieder der wellige weiße Rand. Nun sammelt man die 58 Maschen der Anschlagreihe auf Stricknadeln, strickt mit der weißen Wolle eine Runde rechte Maschen, darauf 4 Runden linke Maschen und aus der farbigen Wolle eine Runde rechte Maschen. In dieser Runde vermindert man die Zahl der Maschen durch Abnehmen zweier Maschen auf 56, damit man eine durch 4 teilbare Zahl erhält. Von nun an wird nur noch mit der bunten Wolle gearbeitet. 15 Runden 2 rechts, 2 links.

Dann eine Runde rechts, wobei man in gleichmäßigen Abständen durch achtmaliges Abnehmen die Zahl der Maschen auf 48 verringert. Dann werden nur noch rechte Maschen gestrickt. Man bildet nun im weiteren Verlauf der Strickarbeit den Keil für den Daumen. Mit einem Zwischenraum von 2 M. werden 2 M. verdoppelt, indem man zuerst die vorn und dann die hinten liegende Maschenhälfte abstrickt. Nun besteht der Keil aus 6 Maschen. Nach weiteren 2 Runden wiederholt man das Zunehmen, indem man die erste und letzte Masche des Keils verdoppelt. Das Zunehmen wird fortgesetzt, bis der Keil 20 Maschen zählt. Bis zum 4. Zunehmen werden jedesmal 2 Runden nachher 3 Runden dazwischen gestrickt. Nun verteilt man die 20 Maschen des Keils auf 2 Stricknadeln, schlägt zwischen der 20. und der 1. Masche 8 neue Maschen für den Zwickel auf und strickt nun den Daumen in die Runde. In jeder 2. Runde nimmt man von den 8 M. des Zwickels je 2 M. ab, am Anfang des Zwickels durch Überholen, am Ende durch Zusammenstricken. Beim ersten Abnehmen müssen 6 M. dazwischen liegen, dann 4, dann 2, zuletzt keine. Nun hat man die Zahl der Maschen im Daumen wieder auf 20 gebracht und strickt ihn nun so lang, bis ihm noch $\frac{1}{2}$ cm zu seiner Länge fehlt, etwa 17 bis 20 Runden. Dann verteilt man jedesmal 2 Maschen so auf die 20 Maschen, daß viermal je 1 Masche und zweimal je 2 Maschen dazwischen liegen. Dann eine Runde stricken. In der nächsten Runde immer 2 Maschen zusammenstricken, bis aus den 14 Maschen 7 geworden sind, worauf man den Faden abreißt und die 7 Maschen mit dem Fadenende zusammenzieht und den Faden dann vernäht. Die Maschen, die man für den Damenzwickel aufgeschlagen hatte, nimmt man nun wieder auf die Nadel, strickt sie und im Anschluß daran die übrigen Maschen des Handschuhs. In der gleichen Weise wie beim Daumen werden nun die Maschen des Zwickels abgenommen, indem man in jeder 2. Runde überholt beziehungsweise zusammenstrickt. Hierdurch verringert man die Maschenzahl auf 46 und strickt mit dieser 3 Runden. Nun muß der kleine Finger begonnen werden. Beim rechten Handschuh strickt man von der Masche links vom Zwickel aus 14 M. weiter. Die 15. bis 26. Masche, also 12 Maschen nimmt man für den kleinen Finger, strickt nach der 26. Masche, 4 Maschen neu auf für das Stück zwischen kleinem und Ringfinger, schließt zur Rundung, indem man bei der 15. M. weiterstrickt. Dann wird mit diesen 16 M. in die Runde gestrickt, bis der Finger beinahe die erforderliche Länge hat, etwa 22 bis 24 Runden. Danach wird durch Zusammenstricken an 5 Stellen abgenommen mit Zwischenräumen von je einer Masche (für den letzten Zwischenraum bleiben 2 Maschen übrig). Nach einer Zwischenrunde werden immer 2 Maschen zusammengestrickt und dann die noch vorhandenen Maschen zusammengezogen wie beim Daumen. Darauf nimmt man die für den kleinen Finger neu gebildeten Maschen



Abb. 1. Schal mit dazupassender Sportmütze und Handschuhen. Entwurf und Ausführung: Carla Greve-Hamburger, Karlsruhe, Eilicherstraße 25. (Typenmuster erhältlich.) Aufnahme: W. v. Debschitz, Berlin.

Masche (für den letzten Zwischenraum bleiben 2 Maschen übrig). Nach einer Zwischenrunde werden immer 2 Maschen zusammengestrickt und dann die noch vorhandenen Maschen zusammengezogen wie beim Daumen. Darauf nimmt man die für den kleinen Finger neu gebildeten Maschen

auf die Nadel, strickt sie und im Anschluß daran die noch übrigen 13 Maschen in 5 Runden und verteilt diese 38 M. für Ring-, Mittel- und Zeigefinger. Für den Ringfinger nimmt man die 4 M., die beim Segen des kleinen Fingers neu hinzugekommen waren und links und rechts davon je 5 Maschen. Für den Mittelfinger sind die links und rechts anschließenden je 5 Maschen bestimmt. Die übrigen 14 Maschen verbleiben für den Zeigefinger. Wie beim Segen des kleinen Fingers werden für die Strecke von der inneren nach der äußeren Handfläche jedesmal 4 neue Maschen aufgeschlagen. Auf diese Weise erhält man für jeden der noch zu arbeitenden Finger 18 M. Der Ringfinger hat bis zum Abnehmen 27 bis 30 Runden, der Mittelfinger 30 bis 32, der Zeigefinger 24 bis 27 Runden. Das Abnehmen geschieht durch sechsmaliges Zusammenstricken mit je 1 M. Zwischenraum. Nach einer Zwischenrunde werden dann immer 2 Maschen zusammengestrickt, bis 6 Maschen zum Zusammenziehen übrig sind. — Hat man den linken Handschuh so weit gearbeitet, daß man den kleinen Finger segnen muß, so zählt man von der Masche links vom Zwickel statt 14 Maschen weiter. Die 21. bis 32. Masche werden dann für



Abb. 3. Bulgarenjäckchen, gehäkelt und überstrickt. Entwurf und Ausführung: Helene Donle-Antlers, Berlin, Bülowstr. 35. (Muster erhältlich.) Aufnahme: F. Linthorst, Berlin.

einen andersfarbigen Abschluß, desgl. die Tascheneinschnitte. Kragen, Ärmelmanschetten und Saatenrand sind mit Perlarn in Kreuzstichmuster bunt bestickt.

„Endlich eine Handarbeit für meinen Mann!“ so denkt vielleicht manche Ehegattin beim Anblick der kleidsamen, man möchte fast sagen: eleganten Ärmelweste (Abb. 4). Klein ist die Arbeit allerdings nicht, das sei ihr gleich zu Beginn verraten!

Benötigt werden 350 g hellgraue oder sandfarbene Zumperwolle. Alle Teile der Weste werden nach dem Zählmuster in hin- und hergehenden Reihen mit Nadeln von 11 mm Umfang gearbeitet. Die Vorderränder und den Ausschnitt begrenzt ein Streifen, über 14 Maschen mit Nadeln von 8 mm Umfang rechts gestrickt, so daß Linksrippen entstehen. Die Knopflöcher werden ausgespart; zuletzt näht man den Streifen an und setzt an der rechten Seite fünf in der Farbe passende Knöpfe auf.



Abb. 2. Viereckiges Schaltuch, aus Seidenwolle gehäkelt. Entwurf und Ausführung: Helene Donle-Antlers, Berlin, Bülowstr. 35. Aufnahme: H. E. Kiesel, Berlin.

den kleinen Finger genommen. Das Segen der übrigen Finger ergibt sich dann nach der Angabe für den rechten Handschuh. (Über Handschuhstricken siehe auch Band 112, „Handschuhe zum Häkeln und Stricken“, Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststraße 72.)

Bild 2 veranschaulicht uns ein sehr dekoratives Schaltuch, das jedoch nicht nur schönen Zwecken dient, sondern auch eine wirklich wärmende Hülle bildet, die zudem federleicht ist. Die Größe beträgt 105 cm zu 105 cm, das Tuch wird im Gebrauch übereck zusammengelegt. Für das uns vorliegende Modell war resedafarbene Seidenfleeßwolle in zwei Schattierungen, hell und dunkel, gewählt worden.

Es wechseln 7 cm breite Streifen, 1 f. M., 1 Stm., miteinander ab. Die Borte, im gleichen Stich, die ringsumläuft, ist 19 cm breit. Sie besteht aus der resedafarbenen Wolle, aus silbergrauer Daunenfeide und schwefelgelber Hätfelseide, ab und zu mal 5 bis 10 cm aus gefälschter Frotteifeide dazwischen. Die Breite der Streifen variiert. Man benötigt im ganzen 400 g Material, das sich aus 175 g Seidenwolle, 100 g Daunenfeide, 50 g Frotteifeide und 75 g Hätfelseide zusammenlegt. Die Hauptsache ist, daß recht locker, aber doch gleichmäßig gehäkelt wird.

Die Bulgarenjacke (Abb. 3) ist in Häfelstäbchen, aber in festerer Stichtart gearbeitet. Man trägt sie an Stelle einer Ärmelweste oder eines Pullover (mit weißer Bluse darunter). Am hübschesten sehen natürlich die beliebten „Bulgarenblusen“ im Volkskunstkunst dazu aus. Als Material kommt Seidenwolle (400 g) in Frage.

Die Länge der Jacke beträgt 56 cm, die Rückenbreite 44 cm, die Breite eines Vorderbeins 26 cm, nach unten zunehmend bis 29 cm, die Länge des Ärmels 43 cm. Diese Maße bieten nur einen ungefähren Anhalt, da sie für eine Normalfigur berechnet sind. Die Ränder erhalten



Abb. 4. Gestrickte Ärmelweste. Aus „Der Herr in Wolle“, Band 148 der Handarbeitsbücherei des Verlages Otto Beyer, Leipzig. Schnittüberzicht, Zählmuster und Strickrezept darin enthalten.

Christbaum Schmud. In jedem Haushalte mit elektrischer Lichtanlage gibt es budgebrannte Glühbirnen. Diese aber sollten nicht, wie es meistens geschieht, in die Scherdentische wandern; denn sie ergeben noch einen sehr schönen, haltbaren Christbaum schmud. Alle Birnen vom ganzen Jahre, die großen und die kleinen, werden gelammelt und kurz vor Weihnacht mit Gold- oder Silberbronze, wie man sie in jeder Drogerie für einige Pfennige haben kann, bepinselt. Zum schöneren Aussehen kann noch eine Seidenpapiermalerei in weiß oder farbig beitragen, die am Gewindeteil mit hartem Stid- oder Hätelgarn befestigt wird. Dann wird der so gewonnene Christbaum schmud an einer Garnschlinge, die am oberen Teil befestigt wird, aufgehängt. Auch kleine Tannenzapfen, wie man sie oft beim Wandern findet, können ähnlich verwendet werden. Dieser Arbeit werden sich größere Kinder gern unterziehen. Fr. Schlotter.

Spielzeug aus Streichholzschachteln. Ich sammelte leere Streichholzschachteln, kaufte buntes Glanzpapier — es waren 16 verschiedene Farben — und Klebstoff. Dann beklebte ich die Schachteln recht sauber mit dem Papier und sofort waren bunte Bausteine fertig. Ich fertigte so für meine Entfeln 16mal je vier solcher Bausteine an, man kann die Steine auch zum Legen von Musern, Sternen usw. verwenden.
M. Schneider.

Süße „Büßse“ für Pfefferkuchen.

Zuckerguß. $\frac{1}{2}$ Pfund Puderzucker wird mit 4–5 Eßlöffeln Wasser klar gerührt und über die noch warmen Kuchen gestrichen.

Schokoladenguß: 125 g geriebene Schokolade, $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, 30 g Kakaopulver, 9 Eßlöffel Wasser, 1 Messerfülle Butter. Zucker und Wasser werden kalarig erhitzt und in einem emaillierten Gefäß aufgeschot. Dann werden Kakao, Schokolade und Butter hinzugefügt und so lange geschot, bis sich oben eine kleine Deke bildet. Dann wird der Guß über die Pfefferkuchen gestrichen.

Vorzügliches Soniakuchenrezept (altes Familienrezept). Zutaten: 1 Pfd. Honig, 1 Pfd. Zucker, 2 Pfd. Wehl, $\frac{1}{2}$ Pfd. Mandeln — 6 Stück bittere Mandeln, 50 g Zitronat, 5 g getrocknete Nellen, 5 g getrockneter Zimmet, 3 g getrocknete Kardamome, 3 g getrockneten Piment-Pfeffer, 10 g getrocknetes Styrchborsalz, 3 g getrocknete Sottalche, das Abgeriebene einer Zitrone, $\frac{1}{8}$ Pfd. Gänsefalmaz, $\frac{1}{8}$ Pfd. Butter. Fett, Zucker, Honig und Gewürze werden aufgekocht, Wehl, Zitrone, Mandeln, Zitronat vermischt,

Pottasche und Hirschhornsalz in $\frac{1}{2}$ Zasse lauwarmen Wassers aufgelöst, dies und die aufgelöste Masse lauwarm mit dem Mehl tüchtig verknetet, 1 Finger dick auf ein gefettetes Blech gegeben, und in heißem Ofen gargebacken. Noch heiß überstreicht man den Pfefferkuchen mit einem Fuß, den man auf warmer Herdplatte von $\frac{1}{2}$ Pfd. Rundersuter und dem Saft von 2 Zitronen klargerührt hat. Sobald der Fuß getrocknet, schneidet man die Kuchen in kleine schräge Vierede und tann sie alsbald vom Blech nehmen. In die Hälfte des Teiges tann man 1 Eßlöffel Kalao mischen, um etwas Abwechslung zu haben. J. Voeltz.

Einige Kniffe für die Bäckerei. Die Weihnachtsvorbereitungen, besonders die Stollenbäckerei mit ihrem Drum und Dran stellen viel Anforderungen an die Zeit und Kraft der Hausfrau. Mandes läßt sich erheblich erleichtern, wenn man mit den Vorbereitungen, wie: Rosinen und Korinthen reinigen, Mandeln reiben, Backzutaten, Würzen abwiegen u. dgl. zeitig beginnt und allerhand kleine Kniffe anwendet, die diese Arbeiten vereinfachen. So lassen sich zum Beispiel Rosinen und Korinthen auf schnelle und trockne Weise reinigen, ohne daß man dabei die flebrigen und schmutzigen Finger bekommt und womöglich jeden Stiel einzeln abzupfen muß. Man breite ein sauberes, trocknes Leintuch auf den Küchentisch, gebe auf eine Ecke zwei Hände voll Weizenmehl und 3-4 Hände voll Rosinen und reibe mit einem Ziesel des Tuches oder einem sauberen Küchentuche die Rosinen tüchtig mit dem Mehl ab. Man wird angenehm überrascht sein, wie schnell die Rosinen sauber und entstiebt werden. Das Mehl muß mehrmals erneuert, ebenso immer ein neuer sauberer Tuchziesel genommen werden. Es kann auch minderwertiges Mehl zur Verwendung kommen. — In Mandeln kann man mindestens ein Drittel ersparen, wenn man sie entweder vor dem Zerhacken oder auch nachher in einer Stahlblechpfanne und mit einer Brille Zuder hellgelb röstet, dadurch schmeden sie bedeutend kräftiger im Gebäck vor. Für dunkle Kuchen, Pfefferkuchen, Kleingebäck kann man sie mit der Schale reiben, sie werden dann nicht gebrüht, sondern zwischen zwei Tüchern blatt und sauber gerieben. Zuletzt noch ein Wink für das zettirauende Eiweißschneeflagen. Man nehme es auf einem sauber polirten Suppenteller mit einer silbernen Gabel vor, das geht sehr schnell und von dem theuren Eierhuhn geht nicht das geringste verloren, wie es beim Schlagen in hohen Gefäßen mit Schneerute immer der Fall ist.

1. Rösselsprung.

			jöh	wand	auf				
		em	mein	be		ner	le	nem	
stieg	vor	o	por	ver	gra	als	stieg	leuch	
ne	und	längst	her	ster	spit	sei	nächst	das	
und	er	son	ner		gem	ster	ten	aus	
herr	dei	komm	te	ta	beng	du	haupt	in	
auch	leuch	schö	nen	flor	er	der	bend	bargst	
	bein	denn	jetzt	und	lauf	te	dich		
			denn		doch				

Verdienst — Schalmei — Ostende —
Lagunen — Perseus — Raressee
Urfehde — Triller — Meyerbeer —
Rentauro — Canonen — Grundel —
Palestrina — Genua — Fernwirt-
schaft — Herstellung — Trabant —
Schwenningen — Weinwirt — Per-
sien — Ananas — Geranie — Hin-
dernis — Wildente — Verdeckt —
Halle — Habenicht's.

Die vorstehenden Wörter enthalten einen aus tiefer Menschenerkenntnis stammenden Ausdruck von Karl Gutzkow. Die zur Wortbildung benötigten Silben sind den Wörtern ohne Änderung der Reihenfolge und ohne Rücksicht auf Silbentrennung zu entnehmen.

—Glg.—

—Sigr.—

Aus den Silben: a —

Aus den Silben: a —
baum — bay — bel —
brei — christ — da —
de — der — di — e —
e — erb — ga —
gan — gat — gi — gi —
go — he — heim —
la — lei — lis — lu —
mer — mon — nau —
ne — no — no — nus —
pi — re — re —
reuth — ri — rich —
rü — sen — so — son —
ta — tar — u — un —
ze — zi sind 17 Wörter
von folgender Be-
deutung zu bilden: 1.
Ruort in der Schweiz,
2. Gotendörig, 3. Chemi-
ker, 4. Musikinstrument,
5. Nebenhandlung, 6.
Nadelbaum, 7. Teil der
Taschenuhr, 8. asiatisches
Land, 9. Stadt in Bayern,

Du tust es in zerstreuten Sinnen,
Wenn dir nicht klar ist dein Begin-
nen:

Doch viele tun's, wohl überlegend,
Den Vor- und Nachteil klar erwä-
gend.

Wir sind es alle in den Lagen,
Da man nicht weiß, wie sich betra-
gen. — h.

Eins und froh durch Stadt und
Land

Zog der wahre Ferdinand,
Kühn, als zöge er zu Felde,
Eins-Zwei wollte er in Bälde.
In dem ganzen Worte wohnte
Sie, die ihm im Herzen thronte.

In des Wortes zweitem Paar
Sang die muntre Vogelschar,
Daß es schallte wie im Dom,
Und der breite Oderstrom
Floß vorüber an der Stadt,
Wo der Bursch sein Mäd'el hat.

Doch wie's so im Leben geht:
Ferdinand kam schon zu spät,
Denn ihr Herz war nicht mehr Eins;
Sieger ward sein Vetter Heinz.
Und zu Zwei-Bier und zertonnen
War der Traum, der kaum begonnen.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

1. Kreuzworträfel: Wagereht: 1. Mit,
3. Soffite, 5. Gage, 6. Emil, 8. Nordener,
10. Neufundland, 16. Naa, 18. Pares,
19. Mutter, 20. Amalie, 21. Armeite, 22.
5. S., 24. Aristoteles, 27. Lohengrin,
32. Fenn, 33. Auf, 34. Eltizer, 35. Not.
Senkrecht: 1. Alfred, 2. Kaiser, 3. Sago,
4. Erie, 5. Ente, 7. Lyon, 9. Erna, 11. Ute-
lei, 12. Argett, 13. Damait, 14. Abreit,
15. Spat, 17. Drel, 23. Horn, 25. Rolf,
26. ems, 28. Sie, 29. Enzian, 30. Gneift,
31. Ifar. — 2. Silbenräfel: Antillen, Alxe,
Heddlitz, Vogeler, Alraune, Eerdbord,
Erntinnen, Raabe, Liederitz, Agamemnon,
Hidda, Dämmerung, Abraham, Nieder-
lande, Sardinien, Colpelet, Elegie, Unter-
stand, Kaudhebart, Eßfend, Schachtelalm,
Landeshut, Indus, Euterpe, Spielbrun-
nen, Südersee, Debet, Ägel, Chaldäa,
Alah, Marjes, Domela. —
Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
— 3. Beispiel.